

Aust.

4458.

Austr.

Simböck

4458

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

04. FEB. 2020

Bayerische Staatsbibliothek



<36654837340010

S

SCHILDERUNGEN
AUS DEM
MÄHRISCH-SCHLESISCHEN
GESENKE.



VON
M. SIMBÖCK.



OLMÜTZ
ED. HÖLZELS BUCHHANDLUNG
1890.



Vorwort.

Das mährisch-schlesische Gesenke bietet sowohl dem Naturfreunde, als auch dem Naturforscher manches Interesse. Genuss und Gewinn werden erhöht, wenn der Naturfreund zugleich mit dem schärferen Blicke des Naturforschers beobachtet, dem Naturforscher aber der Sinn für landschaftliche Eigenthümlichkeit nicht abgeht.

In den folgenden fünf Naturschilderungen ist sowohl die landschaftliche, als auch die naturwissenschaftliche Seite berücksichtigt worden; drei Abhandlungen befassen sich mit einzelnen Zügen des Volkslebens. Diese Schilderungen beruhen auf eigener Anschauung und Beobachtung und der Benutzung der an anderer Stelle verzeichneten Literatur. Einzelnes ist bereits, doch in anderer Ausführung und in anderem Umfange, in der Zeitschrift des Sudetenvereins »Altvater« erschienen.

Dem Herrn Emil Hausotter, Oberlehrer in Kunewald, bin ich für seine Mittheilungen über die Mundart des Kuhländchens zum Danke verpflichtet.

Wenn diese Schilderungen Freunde unter den Freunden unserer Sudeten finden und hie und da eine Anregung geben sollten, wenn man denselben Wahrheit und Richtigkeit nicht absprechen sollte, dann hält den Zweck derselben für erreicht

der Verfasser.

Römerstadt, im Mai 1890.

Der Altvater.

Der Altvater ist einer der bekanntesten und volksthümlichsten Berge des deutschen Mittelgebirges. Schon sein Name erweckt die Vorstellungen, dass derselbe ein Berg von bedeutender Höhe und ehrwürdiger Erscheinung sei. Beides trifft auch in Wirklichkeit zu.

Der Altvater erhebt sich 1490 *m* über den Meeresspiegel. Er ist der höchste Gipfel des Gesenkes, einer der höchsten Berge des deutschen Mittelgebirges überhaupt. Nur vier Gipfel des Riesengebirges, die Schneekoppe (1605), der Brunnberg (1560), der Hochwiesenberg (1555) und das hohe Rad (1509), ferner der Feldberg im Schwarzwalde (1493), übertreffen ihn an Höhe.

Der Altvater hat eine achtunggebietende, aber nicht schroffe äussere Erscheinung. Er ist eine ansehnliche, sanft gewölbte Kuppe, die aus dem Gebirgsstocke nicht bedeutend hervortritt. Er gleicht nicht dem gewaltigen Herrscher, der seine Umgebung hoch überragt,

sondern vielmehr dem Familienoberhaupte, das inmitten seiner Angehörigen altehrwürdig dasteht. Manche aus seiner Sippe reichen ihm bis an die Schultern, ja man möchte sagen bis an die Stirn, so die hohe Heide (1464) mit dem Peterstein (1446) und der Kepernik oder Glaserberg (1424); auch der grosse und kleine Vaterberg (1381 und 1367), der Fuhrmannstein (1377), die Schieferheide (1355), der Hochschar (1351), der Ameisenhübel (1343) und der Rotheberg (1333) können sich neben ihm sehen lassen.

Der Altvater ist ein beliebtes Wanderziel, ein vielbesuchter Aussichtspunkt. Mehrere Thäler eröffnen den Zugang zu demselben: das Biela-Thal vom Norden, das Tess-Thal vom Westen, der Rotheberg-Pass vom Nordwesten, die Thäler der Mittel- und kleinen Oppa vom Nordosten und Osten. Da aber der Altvaterstock sich steilwandig aus den Umrandungsthälern erhebt, so ist auch der Aufstieg fast überall ziemlich steil und beschwerlich: von Waldenburg, vom Rothenberg-Pass, von Winkelsdorf und von der Gabel. Den bequemsten Zugang vermittelt das Thal der weissen oder kleinen Oppa, dem auch wir folgen wollen.

Auf dem Schienenwege sind wir durch das frische, anmuthige Oppa-Thal hinein in

die Bergwelt des hohen Gesenkes nach dem gewerbfleißigen Würbenthal gelangt, das in einem geschützten Thalkessel liegt, wo sich der Berghintergrund schon bedeutsamer und mannigfacher gestaltet und drei starke Quellbäche, die schwarze, die Mittel- und die kleine Oppa, sich zum Flusse gleichen Namens vereinigen. Von Würbenthal führt uns das Thal der kleinen Oppa in südwestlicher Richtung durch eine waldreiche Gebirgslandschaft an den Eisenwerken von Ludwigsthal vorüber nach dem Badeorte Karlsbrunn. Das Thal ist eng, von 800 bis 1000 *m* hohen, waldgrünen Bergen eingefasst, die weisse Oppa kommt uns als rascher, ungestümer Gebirgsbach entgegen. Immer stiller und einsamer wird es um uns; endlich weicht der Wald beiderseits etwas zurück, wir treten hinaus in einen kleinen Thalkessel, da liegt, wie in die Wald- und Bergeinsamkeit hineingezaubert, Karlsbrunn vor uns, wir vernehmen heitere Musikweisen und sehen erholungsuchende Menschen in den Anlagen lustwandeln.

Die Höhenlage (780) im Schosse des Gesenkes, die grüne Waldeinfassung, die reine, frische Luft und die kräftigen Mineralquellen haben Karlsbrunn zu einer ausgezeichneten Sommerfrische und einem besuchten Curorte gemacht, der jetzt über ein Jahrhundert be-

steht. Die schwarzbraunen, geräumigen, gewöhnlich zweistöckigen Holzhäuser geben dem Orte ein eigenartiges Aussehen. Aus dem Moorgrunde sprudeln die Gesundbrunnen: die Maximiliansquelle, ein milder Eisensäuerling, die Wilhelmsquelle, die kräftigste Stahlquelle, welche durch ihren Gehalt an kohlensaurem Eisen — 1.3306 Gramm in 10.000 Gramm Wasser — die berühmten Heilquellen von Franzensbad, Pyrmont, Homburg, Schwalbach und Spaa übertrifft.

Von Karlsbrunn aus beginnt der eigentliche Aufstieg auf den Altvater, der in drei Stunden ohne grosse Anstrengung ausgeführt werden kann. In Hubertskirch wendet sich unser Thal nach Westen; wir kommen an den Veilchensteinen vorüber, auf denen eine rostbraune Flechte, das sogenannte Veilchenmoos, wächst, das einen angenehmen Veilchenduft verbreitet. Bald steigt das Thal, von hohen Berglehnen eingeschlossen, stärker an. Hastig stürzt die Oppa thalwärts, hochwüchsig stehen die Fichten, der Pflanzenwuchs ist üppig, gefördert durch die Feuchtigkeit der Thalfurche und ihre Wärme bei höherem Sonnenstande.

Die feuchte Atmosphäre behagt besonders den Farnkräutern, die hier zahlreich und mitunter mannshoch wachsen. Leicht und zierlich gebaut sind die Farnwedel, zart gefiedert die

Blätter. Die Farnkräuter machen den Eindruck von Fremdlingen, von Kindern einer wärmeren Sonne. Wohl sind sie Weltbürger, doch werden sie in den gemässigten Erdstrichen nur strauchartig, in der warmen Zone aber wachsen sie zu 10 bis 15 *m* hohen Bäumen empor, welche zu den schönsten Erscheinungen der Pflanzenwelt gehören. In einer früheren Erdperiode waren sie auch hier im Gesenke baumartig und bildeten mit andern Bäumen grosse Urwälder. Die jetzt wachsenden Farne sind die nur mehr schwächlichen Nachkommen jenes früheren, kräftigeren Geschlechtes. In England werden die kleineren, zierlichen Formen derselben als Zierpflanzen im Zimmer, die grösseren in Gewächshäusern gezogen. Blüten sucht man bei einem Farnkraut vergebens, die Pflanze ist gleichsam ganz Blatt. Auf der Rückseite der Blätter aber findet man verschiedenartig gruppierte Fruchthäufchen mit staubartigen Samen oder Sporen. Diese keimen leicht, entwickeln ein oberirdisches, blattartiges Gebilde, den Vorkeim, der an seiner Unterseite Wurzelhaare und Fortpflanzungsorgane trägt; aus den weiblichen Archegonien entwickeln sich dann die jungen Farnpflanzen.

Im Gesenke kommen mehr als zwanzig Arten von Farnen vor. Da wächst in allen Wäldern der gemeine Tüpfelfarn oder das

Engelsüss¹⁾; da gibt es den verästelten Eichenfarn²⁾ und den zarten, grasgrünen Buchenfarn³⁾; da steht truppweise der oft mannshohe Adlerfarn⁴⁾, dessen untere Gefässbündel im Querschnitt einen Doppeladler bilden; da findet man den verschiedenblättrigen Rippenfarn⁵⁾ und mehrere zarte Milzfarnarten, von denen der braunstielige Milzfarn⁶⁾ in Büscheln aus allen Felsspalten hervorwächst; zierliche, meterhohe Wurmfarne⁷⁾ bilden oft ganze Gebüsche; auch kommen noch mehrere Arten von Schildfarnen⁸⁾, von denen einige lederartige, starre Fiederblättchen haben, und zwei Arten von Blasenfarnen⁹⁾ vor.

Nach einer etwa anderthalbstündigen Wanderung kommen wir zu einem Wege, der zum Oppa-Fall hinabführt. Tief unten rauscht der Gebirgsbach, steil fällt der Bergabhang dorthin ab; in den Felsenklüften haben sich Fichten festgeklammert, welche den Ausblick in die Tiefe nur hie und da gestatten. Der Oppa-Fall ist von wilder Schönheit. Gewaltige Felsblöcke liegen im Flussbette, sturmgebrochene Bäume querüber, rechts erhebt sich die Felswand fast senkrecht; doch ist der

¹⁾ Polypodium vulgare. — ²⁾ Phegopteris Driopteris. — ³⁾ Phegopteris polypodioides. — ⁴⁾ Pteris aquilina. — ⁵⁾ Blechnum Spicant. — ⁶⁾ Asplenium Trichomanes. — ⁷⁾ Athyrium. — ⁸⁾ Aspidium. — ⁹⁾ Cystopteris fragilis und C. sudetica.

Wasserstrahl des eigentlichen Falles gewöhnlich zu dünn im Verhältniss zur Umgebung. Sind wir noch ein Stück gewandert, so bemerken wir, dass die Bäume schütter, rauh und wipfeldürr werden, Anzeichen, dass wir uns der Grenze des Baumwuchses nähern; unten sehen wir die Oppa zahlreiche weisse Schaumcascaden bilden. Bald treten wir hinaus in eine Hochthalmulde. Die grossartig gewölbte, baumlose, moosgrüne Kuppe rechter Hand ist der Altvater; linker Hand erhebt sich die hohe Heide mit der grauen Felsmasse des Peterstein; in der Einsenkung liegt ein langes, niedriges Gebäude, die Schäferei, in einer Seehöhe von 1300 *m*. In der Nähe derselben weidet eine Herde von Schafen und Ziegen, welche die Milch zur Molke für Karlsbrunn liefert. Vom Altvater steigen einige Wanderer hernieder, welche auf der grossen Fläche des Abhanges recht klein erscheinen; auch vom Peterstein kommt eine Schar den Zickzackweg herab. Die Schäferei ist ein Sammelpunkt der Touristen, hier entwickelt sich oft ein recht reges Leben, und wenn der blinde Harfner in die Saiten greift, gerathen die jungen Füsse bald in tanzende Bewegung und spotten der Müdigkeit.

Nun gilt es, den Gipfel des Altvater zu erklimmen. Nachdem wir die kleine Oppa,

deren Ufer mit einem üppigen Pflanzenwuchs, besonders mit Farnkräutern und grossblättrigem Alpenmilchlattich gesäumt sind, überschritten haben, wird die Steigung schärfer. Je höher wir kommen, desto kleiner und bescheidener wird der Peterstein, der von der Schäferei aus als grosser Herr erscheint; bald hebt er sich von der hohen Heide, die nun immer mehr auftaucht, fast gar nicht mehr ab; immer tiefer sinkt die Schäferei hinab. Nach einem etwa einstündigen Aufstiege stehen wir, tief aufathmend, auf dem höchsten Gipfel des Gesenkes. Ein Gefühl der Freude und Befriedigung ergreift uns. Wir haben ein hohes Ziel erreicht, wir haben uns über den gewöhnlichen Standpunkt hoch erhoben in das Reich der Lüfte und wir übersehen von dieser Höhe aus ein grosses Stück der schönen Gotteswelt. Freilich geniesst man nicht in einem Umdrehen eine weite Rundschau, denn der Altvater bildet eine grosse Kuppe, deren Rand man umschreiten muss, wenn man nach allen Seiten sehen will. Sollte nicht eine Aussichtswarte auf dem höchsten Punkte des Gesenkes am rechten Platze sein?

Indem wir hier oben einen kleinen Kreis beschreiben, zieht an uns ein grosser Kreis mit wechselnden Landschaftsbildern, doch von einem gewissen, gleichmässigen Grundgepräge,

vorüber. Bei einer Erhebung von 1500 *m* beträgt der Halbmesser des Gesichtskreises 150 *km* (20 Meilen), so dass wir theoretisch ein Gesichtsfeld von etwa 66.000 *km*² (1200 Quadrat-Meilen) überblicken können.

Wenden wir uns zurück, so sehen wir zu unseren Füßen einsam und bergumschlossen die Schäferei liegen und östlich das Waldthal der kleinen Oppa sich nach Karlsbrunn hinabsenken. Über die Waldhöhen in unserer Nähe blicken wir weit hinaus in die wellenförmigen Hochflächen des niederen Gesenkes, in dessen Falten Dörfer und Städte liegen, während einzelne bewaldete Bergzüge oder Gipfel stärker aus demselben hervortreten. Einzelne dieser Gipfel tragen weithin sichtbare Kirchen, so in unserer Nähe der Annaberg bei Engelsberg, etwas weiter entfernt der Köhlerberg bei Freudenthal und weit im Osten der Burgberg bei Jägerndorf. In nebeliger Ferne ist Troppau auszunehmen; über Freudenthal hinaus finden unsere Augen Ruhepunkte am grossen und kleinen Rautenberg, welche ihre Umgebung auffällig überragen, weit in der Ferne schliesst der blaue Zug der Karpathen den Gesichtskreis im Südosten ab.

Wenden wir uns nach Süden und Südwesten, so bietet sich uns ein anderes Bild: eine ernste Gebirgslandschaft in der Nähe,

dazwischen ein freundliches Thal, das sich weit in der Ferne verliert. Nach Süden verstellt nämlich der hohe, breite, baumlose Rücken der Janowitzer Heide die Aussicht; mehr nach rechts wölbt sich die ansehnliche, grüne Wiesenberger Heide; dazwischen eröffnet sich über den niedrigeren Verbindungsrücken mit dem Franzens-Jagdhaus ein Fernblick durch das Merta- und Tess-Thal hinaus in das obere Marchbecken.

Wenn wir nach Westen und Nordwesten fortschreiten, enthüllt sich uns wieder ein anderes Bild. Den Vordergrund bildet die obere Fläche des Altvaterstockes, aus welchem der grosse und kleine Vaterberg (Leiterberg), an dessen Abhang die Schweizerei liegt, als flache Kuppen hervortreten. Die Mitte des Bildes nimmt eine recht ansehnliche Gebirgsgruppe ein, welche, in einiger Entfernung sich erhebend, eine gedämpftere Färbung trägt. Es ist die Hochschar-Kepernik-Gruppe, welche vom Altvater aus durch ihre Höhe, ihre schärferen Formen und die ebenmässige Anordnung der Gipfel als die schönste Berggruppe des Gesenkes erscheint. Die Mitte nimmt der höchste Gipfel ein, der Kepernik, links steht der Fuhrmannstein, an seiner Felsenkrone kenntlich, rechts mehr im Vordergrunde der Rotheberg oder die Brünnelheide. Den Hinter-

grund bildet der blaue Zug des Glatzergebirges, aus dem der Spieglitzer Schneeberg (1422) als Gipfelpunkt hervorragt.

Nach Norden fortschreitend, gewinnen wir einen Ausblick in das anmuthige Biela-Thal, in welchem wir Freiwaldau liegen sehen, während vom dunklen Hirschbadkamm die weissen Gebäude von Gräfenberg herschimmern. Unsere Blicke finden dann einen weiten Spielraum in der Ebene von Neisse und erreichen bei klarer Luft den Zobten und Breslau. Links von Gräfenberg und der Nesselkuppe (964) ist ebenfalls eine Lücke, durch welche wir in die Gegend von Friedeberg, Weidenau und Jauernig hinaussehen.

Im Nordosten und Osten ist eine waldgrüne Berglandschaft aufgebaut. Es sind die bis zu den Gipfeln bewaldeten Höhen des Urlichzuges: der Schwarzeberg jenseits des Gabelpasses, hinter diesem der Hirschwiesen, weiter entfernt die Urlichkuppe (1205) und südlich davon die Bärenfangkuppe (1216), diese beiden die Gipfelpunkte des ganzen Zuges. Im Hintergrunde sind der Querberg (972) und die Bischofskoppe (890), weiter nach Osten die Orte Johannesthal, Liebenthal und Rosswald zu sehen.

Wir haben unsere weitreichende, vielumfassende Rundschau vollendet. Um uns liegt

die ansehnliche Bergwelt des hohen Gesenkes, massige Gebirgsstöcke, Rücken und Züge mit sanften Formen der Kämme und Gipfel, doch steilem Abfall, die Häupter kahl und moosgrün, die Brust waldumgürtet; dazwischen senken sich wasserdurchrauschte Thäler hinab. Der Altvaterstock, der bis zum Strassenzug über den Rothenberg-Pass (1011) reicht, und die Hochschar-Kepernik-Gruppe, die sich bis zur Eisenbahnlinie über den Sattel von Ramsau (759) erstreckt, beide mit der Richtung von Südost nach Nordwest, bilden das eigentliche Rückgrat des hohen Gesenkes, die Sudeten im engeren Sinne. Von diesem Rückgrat zweigen sich nach Südwest das Ullersdorfer Bergland und die Janowitzer Heide ab, während nach Nordost der Urlichzug verläuft. Südöstlich vom hohen Gesenke breitet sich das niedere Gesenke aus, ein wellenförmiges Hochland von 400—500 *m* mittlerer Höhe und mit Gipfeln von 700—800 *m*, und erstreckt sich bis zum Bečwa—Oder-Thale, der wichtigen »Oderpforte«, durch welche Thalfurche das deutsche Mittelgebirge von den Karpathen getrennt wird.

Das Gesenke entsendet zahlreiche Gewässer einerseits zur March, andererseits zur Oder und bildet somit einen Theil der europäischen Hauptwasserscheide. Nach verschie-

denen Himmelsrichtungen laufen vom hohen Gesenke aus die Tess und Merta, die Biela, die Quellflüsse der Oppa und die Mohra. Nur wenige Hundert Meter voneinander entfernt ist der Ursprung von Gewässern, deren letztes Ziel weit voneinander liegt. Das Gesenke erhält aber auch reichlichen Niederschlag. Während Orte in der Marche Ebene, wie Olmütz und Neustadt, jährlich 400—500 Millimeter Regen empfangen, liegen Schönberg, Sternberg, Wigstadt, Odrau, Wagstadt, Jägersdorf und Hotzenplotz in der Niederschlagszone von 600—700, Bärn, Grätz, Troppau, Hillersdorf und Barzdorf von 700—800 Millimetern; Orte, die tiefer im Gesenke liegen, wie Römerstadt, Freudenthal, Würbenthal und Freiwaldau, erhalten 800—900, Karlsbrunn, Reihwiesen und der Hauptkamm der Sudeten 1000—1100 Millimeter Niederschlag. In einer Seehöhe von 1200—1300 *m* und mit einer Temperatur von 5—6° C. kommen die obersten Quellen ans Tageslicht. Mit jugendlichem Ungestüm stürzen sie die steilen Berghänge hinab und durchfließen dann gewöhnlich enge Waldthäler, die im weiteren Verlaufe etwas breiter werden, fruchtbar und dicht besiedelt sind. Da werden nun die Bäche und Flüsse des Gesenkes zu tüchtigen Arbeitsgehilfen des Menschen, betreiben zahlreiche Mühlwerke, Lohstampfen,

Wasserräder, Eisenwerke und Fabriken. Infolge des sehr starken Gefälles in ihrem Oberlaufe verursachen sie aber auch nicht selten schädliche Überschwemmungen. Gefährdete doch im Jahre 1880 die kleine Oppa den Curort Karlsbrunn!

Es ist ein altes Stück Festland, auf dem wir stehen. Der Altvaterstock mit den nächsten Gruppen gehört zu den ersten Festlandsinseln Europas, die aus dem Urmeere aufgetaucht sind. Die norddeutsche Tiefebene, das obere Marchbecken, das Wiener Becken und die ungarische Tiefebene waren noch in später geologischer Zeit vom Meere bedeckt, als auch das niedere Gesenke schon längst als Festland über den Meeresspiegel gehoben war. Das hohe Gesenke ist mit Ausnahme der östlichen Theile aus krystallinischen Schiefergesteinen aufgebaut, den ältesten Bildungen, die keine deutlichen Spuren eines früheren Thier- oder Pflanzenlebens enthalten. Der Gneis bildet das tiefste Glied und herrscht besonders im nordwestlichen Theile vor. Darüber lagern Glimmer- und Urthonschiefer, Chlorit- und Quarzschiefer. Gänge von Granit und Diorit durchsetzen das Gebiet und treten hie und da zutage, so z. B. bei Niklasdorf, Karlsbrunn, Wiesenberg und an anderen Orten. Ein Zug von krystallinischem Urkalk geht von Hansdorf über Golden-

stein, Spornhau, Lindewiese nach Setzdorf und hat eine bedeutende Marmorindustrie im Gefolge. Vereinzelte Kalkstöcke finden sich auch bei Reitenhau, Saubsdorf, Kunzendorf, Würbenthal und anderweitig. Dieser Urkalk ist hie und da begleitet von Graphitschiefern, so bei Goldenstein und Altstadt, wo Graphitbergbau betrieben wird. Die krystallinischen Schiefergesteine bergen edle und nutzbare Erze: Gold, silberhältigen Bleiglanz, Kupfer- und Schwefelkies und Eisenerze; Jahrhunderte hat der Bergbau im Gesenke geblüht.

An die Zone der krystallinischen Urgesteine schliessen sich mehr im niederen Gesenke jüngere Bildungen an, welche der silurischen und devonischen Formation angehören: bläulichschwarze Dachschiefer, Grauwackensandsteine und Conglomerate. Hier findet man Überreste einer früheren Thierwelt, hauptsächlich niederer Meeresthiere. Im hohen Gesenke sind Versteinerungen in neuerer Zeit am Dürrberge bei Einsiedel, nicht weit von Würbenthal, gefunden worden.

An der äussersten Grenze des Gesenkes gegen Südosten und Osten finden sich auch Kulmgebilde vor, welche der Steinkohlenformation angehören und Überreste von Farne, anderen kryptogamischen Gefässpflanzen und Nadelhölzern enthalten. Die Glieder der

nächsten Formationen fehlen im Gesenke; es folgen gleich die jüngsten Gebilde der Erde, Tegel, Sand, Schotter, Lehm, Torf und Dammerde.

Wer zählt die Jahrtausende, die am Altvater schon vorübergegangen sind? Wer war der erste Mensch, der seinen Fuss auf den Scheitel desselben gesetzt hat? Viele Wanderer sind schon vor uns heraufgestiegen, viele Augen haben hier oben freudiger gegläntzt, viele Herzen höher geschlagen. Viele Pilger werden nach uns heraufwallen, um sich der weitausgebreiteten, herrlichen Rundschau, die sich hier bietet, zu erfreuen.

Um uns herrscht Stille. Das Brausen des geschäftigen Lebens dringt nicht herauf zu uns. Die Pulse des Lebens schlagen hier oben schwächer und langsamer. Ein Falke schwebt in der Luft, nach Beute spähend; der eintönige Ruf des Wasserpiepers unterbricht die Stille; dort huscht eine Bergeidechse flink durch das Gras.

Dr. Kolenati erwähnt das Vorkommen des Alpenflüevogels und des Mornell-Regenpfeifers auf dem Altvatergebirge; es wäre von Interesse, zu erfahren, ob diese beiden Vögel seither auch von anderer Seite beobachtet worden sind. Derselbe Forscher hat eine eigene

Art Fledermaus, die Moorfledermaus¹⁾, im Jahre 1858 in der Schweizerei entdeckt.

Der Sommer schlägt sein Zelt nur für kurze Zeit auf dem Altvater auf; fast zwei Drittel des Jahres ist es hier oben Winter. Nur eine einförmige Pflanzendecke von nordischem Charakter ist über den Gipfel gebreitet. Vorherrschend sind Flechten, Moose und Gräser; dazu kommen die lappländische²⁾ und krautartige Weide³⁾, verschiedene Bärlappe und Farne. Von einem hochnordischen Standpunkte sehen wir auf eine deutsche Mittelgebirgslandschaft hernieder, und dieser Gegensatz mag es sein, der uns so eigenthümlich berührt. An den Abhängen und Quellen aber wächst auch manches hübsche Hochgebirgsblümlein, wie der herrlichblaue Frühlingsenzian⁴⁾, die Alpenaster⁵⁾ mit ihrer goldgelben Scheibe und den blauen Strahlenblüten u. a. Den Moorboden lieben die Rausch- und Moosbeere⁶⁾, während Heidel- und Preiselbeerbüsche die sonnigen, trockenen Abhänge dicht bedecken. Diese Pflanzendecke mit ihren dicht verfilzten Wurzeln bildet einen wirksamen Schutz gegen die Abschwemmung durch den

1) *Ambylotus atratus*. — 2) *Salix Lapponum*. —
3) *Salix herbacea*. — 4) *Gentiana verna*. — 5) *Aster alpinus*. — 6) *Vaccinium uliginosum* und *Oxycoccus palustris*.

Niederschlag, die an den entblössten Stellen noch immer stark genug vor sich geht.

Die Sonne hat sich schon tief im Westen gesenkt. Ihr schimmernder Goldglanz legt sich über die Kuppen und Kämme, bläulicher Duft füllt die Thalschluchten, deutlicher und tiefblau treten die fernen Bergzüge hervor. Abendfriede senkt sich auf die Welt und in unsere Brust hernieder. Bald breitet die Dämmerung ihren Schleier über die Gegend, wir müssen den Altvater verlassen, um unsere Nachtherberge, die Schweizerei, zu erreichen. Diese liegt in luftiger Höhe, 1306 *m* über dem Meere, und ist im Jahre 1888 an Stelle des früheren Gebäudes neu und derart aufgebaut worden, dass sie auch einer grösseren Anzahl von Touristen gastliche Aufnahme und bequeme Unterkunft bieten kann. Infolge der Thätigkeit des Sudetenvereins und der Förderung derselben durch den Grossgrundbesitz, den deutschen Ritterorden, das Fürstbisthum Breslau, den Fürsten von Liechtenstein in Ullersdorf und die Freiherren Klein von Wiesenberg findet der Naturfreund im hohen Gesenke jetzt überall gangbare, markierte Wege und gute Unterkunft in der Schäferei und Schweizerei, auf dem Rothenberg und der Brünnelheide, ferner im Franzens-Jagdhause und Georgs-Schutzhause.

Das Gesenke verdient es aber auch, von Touristen, Naturfreunden und Naturforschern besucht zu werden; denn es bietet Wanderungen durch freundliche, von Bergwässern durchrauschte Thäler und durch grosse, herrliche Wälder, nicht zu schwierige Bergstiege, weite Fernsichten von ansehnlicher Höhe, frische, reine, kräftige Luft, eine eigenthümliche Thier- und Pflanzenwelt, mannigfaltige, vielfach interessante mineralogische und überhaupt physische Verhältnisse.

Die Janowitzer Heide.

Unter einer Heide versteht man gewöhnlich eine einförmige, baumarme Ebene, in welcher mit Gräsern und Heidekräutern spärlich bewachsene Sandstrecken vorherrschen, zwischen denen auch hie und da Moorgründe liegen können. Im Gesenke aber nennt man Heiden die über der Baumgrenze liegenden höheren Gebirgskämme, deren Name von ihrer Baumlosigkeit, ihrer eigenthümlichen Pflanzendecke und den hie und da eingebetteten Mooren herrührt.

Man unterscheidet im Gesenke die Brünnelheide in der Hochschar—Kepernik-Gruppe, die Janowitzer und die Wiesenberger Heide. Unser Besuch gilt der Janowitzer Heide, der bedeutendsten, welche auch kurzweg »die Heide« und deren höchster Theil »die hohe Heide« genannt wird. Den Namen »Janowitzer Heide« hat man auf den ganzen Gebirgsrücken übertragen, der von der Einsenkung bei der Schäferei von Nordost nach Südwest in einer Länge von 10 *km* bis zum Berggeist-Pass sich hin-

zieht. Gleich jenseits der Altvatersenke steigt sie rasch zu ihrer höchsten Erhebung, der hohen Heide (1464) mit dem Peterstein (1446) an, senkt sich dann in drei sanften Stufen über den Heiligenhübel (1422), Maiberg (1381) und grossen Hirschkamm (1366) zum Hirschbrunnen herab, erhebt sich sogleich wieder zur Schieferheide (1355), zum Backofenstein (1333) und zur Backofenkuppe (1312), worauf sie rasch und ziemlich steil zum Berggeist-Pass (877) abfällt. Sehr steil fällt sie nach der Nordwestseite, etwas allmählicher nach der Südostseite ab. Vom Maiberg sendet sie nach Nordwest die Wiesenberger Heide aus, die durch einen niedrigeren Rücken, auf welchem das Franzens-Jagdhaus steht, mit ihr verbunden ist, im grossen und kleinen Seeberg (1243 und 1266), in der langen Leiten (1346), dem Ameisenhübel (1343), Heidstein (1244) und Bärenherd (1162) zu einer bedeutenden Gebirgsmasse sich erhebt und zu den Thälern der stillen Tess und Merta steil abstürzt. In den Südostabhang sind kesselartige Mulden eingesenkt, der kleine und grosse oder der Neudorfer und Karlsdorfer Kessel, und nur kurze Äste laufen nach dieser Richtung aus, wie der Maiberg gegen Karlsdorf, die Tuchlahn gegen Neudorf; gegen Süden trennt der Klausenbach einen Zweig, den Hirschkamm und Heidelberg (1183), von

der Heide ab. Zahlreiche Quellen entspringen dem Schosse derselben; im grossen Kessel sammeln sich mehrere Quellen zur Mohra, im kleinen Kessel zum Kesselbach; der Silber- und Klausenbach nehmen die Quellen des Südwestabfalles auf. Diese gehen alle zur Oder. Am Nordwestabhänge haben die stille Tess und Merta ihren Ursprung, die zur March abfliessen. Die Janowitzer Heide ist ebenfalls aus Gneis, Glimmer- und Urthonschiefer aufgebaut; auch der Quarzschiefer ist in grösserer Masse vertreten.

Nun wollen wir unsere Wanderung über die Heide antreten. Wir sind zur Passhöhe am Berggeist hinaufgestiegen, auf welcher ein Gasthaus und einige Häuschen in tiefer Waldeinsamkeit liegen. Schon hier haben wir eine anziehende Gebirgslandschaft vor uns. Da sieht man die Heide steil und hoch sich aufbauen; zwei Felsspitzen, der Hofberg- und Hörnelstein, ragen scharf aus dem Abhänge hervor; hinter diesem wölbt sich die baumlose Backofen-Kuppe. Linker Hand erhebt sich im Hintergrunde die Wiesenberger Heide mit ihren kahlen Kuppen und steilen Abhängen.

Gleich in der Nähe des Wirtshauses führt ein breiter, gerader Weg in das Waldesgrün hinein; bald beginnt derselbe anzusteigen; wir kommen durch Hochwald, wo mit schlanken,

dunkelgrünen Fichten breitkronige, hellgrüne Buchen wechseln. Tiefe Waldesstille herrscht ringsum; nur der Specht, des Waldes Zimmermann, hämmert dann und wann an einem Baum oder stösst einen hellen Schrei aus. Nach einer halben Stunde wird der Weg auf einer Strecke sehr steil; der Fichtenbestand wird schütter, die Buchen nehmen Zwergformen an und verzweigen sich schon vom Boden auf, strauchartige Ebereschen gesellen sich dazu, niedere Heidel- und Preiselbeerbüsche bedecken den Boden. Vielleicht scheuchst du einige Auerhühner auf, welche sich die Beeren schmecken liessen und nun unter lautem, schnurrendem Geräusch abstiegen. Nicht lange dauert es, da sehen wir durch das Buchengrün graue Wände aufragen, ähnlich den Mauern einer Burgruine. Es sind die grossen Quarzschieferblöcke des Hofbergsteins, auch »verlorne Steine« genannt. Zwischen denselben hat eine Buche Wurzeln geschlagen und ist bereits zu einem kräftigen Bäumchen herangewachsen, das seine grüne Krone über die grauen Blöcke wölbt.

Wir haben die Rückseite des Hofbergsteines erklommen; überrascht bleiben wir stehen, ein Ausruf des Erstaunens drängt sich unwillkürlich auf unsere Lippen. Hatte bisher der Wald jeden Ausblick verwehrt, so sehen

wir jetzt mit einemmal, ganz unvermittelt, unter uns eine Landschaft in den verschiedensten Farben und Formen wie eine Reliefkarte ausgebreitet. Zu unseren Füßen gähnt das Merta-Thal; linker Hand sehen wir die weisse Strasse nach Zöptau sich hinabwinden, wo die Schlote der Eisenwerke qualmen. Freier eilt dann der Blick hinaus durch das freundliche Tess-Thal, aus dem uns die Häuser und Thürme verschiedener Ortschaften entgegenschimmern und in welches sich vor Schönberg der mit Ackerstreifen bedeckte Mittelstein (726) wie ein Querriegel weit vorschiebt. In der Ferne verschwimmt die Marcheplane in unbestimmten Farbentönen mit dem Horizont. Jenseits des Tess-Thales steigen die sanften, mit verschiedenfarbigen Feldstreifen bedeckten Abhänge des Ullersdorfer Berglandes an, hinter welchem, von blauem Duft umflossen, das Glatzer Gebirge sich erhebt, aus dem der Spieglitzer Schneeberg (1424) als höchster Gipfel aufragt.

Wenden wir uns nach Norden. Da erhebt sich, in helleres Grün gekleidet, die Wiesenberger Heide, auf deren oberen Theilen die Baumgrenze wie mit dem Lineal gezogen erscheint. In grösserer Entfernung sehen wir einen Theil der Hochschar—Kepernik-Gruppe, in dunklere Farbentöne getaucht. Ganz im Hintergrunde hebt sich vom Himmel der blaue

Zug des Reichensteiner Gebirges ab, in welchem die Löwenkoppe (1040) der beherrschende Gipfel ist.

Blicken wir zurück gegen den Berggeist. Da schimmert aus dem Grün der Wälder die weisse Strasse herauf, welche in einer Länge von etwa 5 *km* auf der Passhöhe sich hinzieht. Jenseits derselben setzt sich die Janowitzer Heide in einem dunkelbewaldeten Höhenzug bis in die Marcheplane fort. Der höchste Gipfel in demselben ist der Heidstein (964); südöstlich von demselben ragt eine zackige Felsklippe auf, der Rabenstein (805) mit den Ruinen der gleichnamigen Burg. Östlich davon zeigen sich mehrere hochgelegene Ortschaften, wie Doberseik, Bergstadt, Römerstadt. Noch ein einzelner Berg im Hintergrunde zieht unsere Blicke auf sich, der Bradlstein (601), der mit seinem Fuss im Marchbecken steht und dessen Gipfel mit einer grossen, burgähnlichen Felsmasse gekrönt ist.

Nachdem wir das reiche, vor uns aufgerollte Landschaftsbild aufmerksam betrachtet haben, setzen wir unseren Aufstieg fort. Der Wald ist hinter uns zurückgeblieben, eine einförmige, schwache Pflanzendecke ist über den Abhang gebreitet. Nach einer Viertelstunde kommen wir zu einer zweiten Steinmasse, dem Hörnelstein, einem wirren Trümmerhaufen von

Quarz- und Gneisschieferblöcken und dünnen, glatten Steinplatten. Derselbe ist dem Nordwestabhange näher gerückt, das Wasser hat die verwitterten, zerbröckelten und kleineren Thonschiefer hinweggeschwemmt, die härteren und grösseren Quarz- und Gneissmassen sind übrig geblieben und überragen die Umgebung.

Nun steigen wir zur Backofen-Kuppe empor; dort sind wir auf dem Kamme der Heide angelangt, dort erweitert sich unsere Aussicht besonders nach Südosten in das niedere Gesenke. Dann wenden wir uns dem Backofenstein und der Schieferheide zu, dem höchsten Theil in diesem Abschnitte der Heide. Die Schieferheide fällt sehr steil zum tiefen Thal der Merta ab, Steinhalden bedecken den Abhang. Sie ist ein vorzüglicher Aussichtspunkt; der Reiz der hier sich bietenden Aussicht liegt besonders in dem Gegensatz des freundlichen Thalbildes im Südwesten mit der ernstesten Gebirgslandschaft im Nordosten. Nach Südwesten haben wir nämlich einen weiten Ausblick in das anmuthige Tess-Thal und das Ullersdorfer Bergland; im Nordosten steigt einerseits die Wiesenberger Heide aus den Umrandungsthälern steil auf und wölbt sich zu baumlosen Kuppen, andererseits dehnt sich der kahle, breite Rücken der Janowitzer Heide in seiner ganzen Länge vor unseren Blicken

aus und erhebt sich in sanften Stufen zur hohen Heide, an deren Nordabhänge der graue Peterstein aufragt. Dazwischen bildet die mächtige Altvaterkuppe und ein Theil des Altvaterstockes mit dem zackigen Bärenkamp den näheren, die in einen bläulichen Duftschleier gehüllte Hochschar — Kepernik - Gruppe den ferneren Hintergrund.

Einen eigenthümlichen, fremdartigen Eindruck macht die Heide. Einsam und still ist es nun um uns her; ein graugrüner Teppich aus isländischem Moos¹⁾, zierlichen Renthierflechten²⁾ und feinem Borstengras³⁾ ist über den Rücken der Heide gebreitet. Dieser Teppich ist aber hie und da mit frischgrünen Flecken, Streifen und bunten Blumen gestickt. An den Abhängen klettern zwerghafte Fichten herauf, einzelne haben auch den Kamm erreicht; der krause Zwergwachholder⁴⁾ und das zierliche Heidekraut⁵⁾ sind ebenfalls bis hieher vorgedrungen und haben hier ihr Standlager aufgeschlagen.

Nun geht es ein Stück abwärts zum Hirschbrunnen. Hier mündet der Weg, der von Römerstadt über Altendorf zur Alfredshütte und auf die Heide führt; hier hat schon man-

1) *Cetraria islandica*. — 2) *Cetraria rangiferina*. —
3) *Nardus stricta*. — 4) *Juniperus Nana*. — 5) *Calluna vulgaris*.

cher Wanderer gerastet und an dem klaren und kalten Wasser des Quells sich gelabt. Siehe, welche belebende Zauberkraft das helle, muntere Wässerlein ausübt! Sein Ursprung ist von einem Kranze üppiger Pflanzen umgeben, sein Lauf von einem grünen, buntblumigen Saume eingefasst. Schon hier fallen uns einzelne Gebirgsblumen auf; wollen wir aber sehen, was die Heide an Üppigkeit und Seltenheiten des Pflanzenwuchses hervorbringt, so müssen wir an den Abhängen und besonders in den grossen und kleinen Kessel hinabsteigen. Da geräth man in Erstaunen über die strotzende Kraft und die bunte Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses. Die Flora der Heide ist nicht bloss für den Botaniker, sondern für einen jeden, der an den Schöpfungen der Natur nicht gleichgiltig vorübergeht, von hohem Interesse.

Lange dauert für die Heide der Winter; endlich im Juni kommt auch für sie die holde Frühlingszeit. Wie zur Entschädigung wird sie dann mit gar schönen und seltenen Blumen geschmückt, die unten nicht wachsen: es entfaltet sich hier oben eine frische, reizende Frühlingsflora. Auf den Matten über der Baumgrenze fällt gewiss einem jeden das gelbe, grossblumige Stiefmütterchen ¹⁾ auf,

¹⁾ Viola lutea.

welches durch seine Menge die Heide förmlich erhellt und erheitert; zahlreich über die Matten zerstreut sind auch die Sterne des goldgelben Fingerkrautes.¹⁾ Zwischen den Goldsternen schimmern auch Silbersterne hervor, wie der zarte, weisse Siebenstern²⁾, auch Rosinkblümlein genannt, die narcissenblütige Anemone oder das Berghähnlein³⁾ mit weissen Blütendolden, der eisenhutblättrige Hahnenfuss⁴⁾ mit handförmig zertheilten Blättern und zarten, weissen Blüten. Selbst die Blütenähren des Borstengrases haben einen violetten Schimmer; von anderen Gräsern fällt besonders die geschwärzte Segge⁵⁾ mit ihren drei bis fünf schwärzlichen Ähren auf. Ein Blümchen entzückt das Auge jedes Pflanzenliebhabers durch sein unvergleichliches Blau, der Frühlingsenzian⁶⁾, der auch auf einzelnen Wiesen am Fusse der Heide und da oft zahlreich zu finden ist. Der punktierte Enzian⁷⁾ mit quirlständigen, grüngelben, schwarzpunktierten Blumenglocken ist leider zur Seltenheit geworden, die Pflanze ist durch die Wurzelgräber fast gänzlich ausgerottet worden. Wer erinnert sich bei dem Anblicke der Enziane nicht an die herrliche Alpenwelt, die ihre wahre Heimat ist! An den

¹⁾ *Potentilla aurea*. — ²⁾ *Trientalis europaea*. — ³⁾ *Anemone narcissiflora*. — ⁴⁾ *Ranunculus aconitifolius*. — ⁵⁾ *Carex atrata*. — ⁶⁾ *Gentiana verna*. — ⁷⁾ *Gentiana punctata*.

Quellen, besonders in den beiden Kesseln, rufen Wärme und Wasser einen Pflanzenwuchs hervor, der mit jedem Tag üppiger wird. Da wiegen sich auf hohen Stengeln die grossen, goldgelben Kugeln der Trollblume¹⁾, die im Gesenke Gebirgsschmirl genannt wird; die hellvioletten Blütentrauben der Mondviole²⁾ verbreiten einen angenehmen Duft; der kräftige sibirische Lauch³⁾ hat seine Blüten noch von knotenförmigen Scheiden umhüllt, die sich jedoch bald öffnen werden. Die feuchten Moospolster einer kleinen Mulde sind violett getüpfelt durch die Blüten des Fettkrautes⁴⁾, das seinen Namen von der klebrigen Blätterrosette hat. Dort säumen den Quellenrand seltene Alpenhelme⁵⁾, die zwar noch nicht blühen, deren blauviolett angelaufene Blätter aber den Schein der Blüte erwecken.

Um den St. Annentag hat die Flora der Heide ihre reichste Entfaltung und Pracht erreicht. Freudig begrüßen wir das gelbe Stiefmütterchen, das noch immer munter blüht. Mit demselben wetteifert jetzt an Menge die hellblaue, bärtige Glockenblume⁶⁾, die hie und da auch reinweisse Blumenglocken trägt. Die zahlreichen Habichtskräuter haben meistens

1) *Trollius europaeus*. — 2) *Lunaria rediviva*. —
3) *Allium sibiricum*. — 4) *Pinquicula vulgaris*. — 5) *Bartsia alpina*. — 6) *Campanula barbata*.

goldgelbe Korbblüten, nur eines sticht durch seine dunkelgelbrothen Blütenköpfchen besonders hervor, nämlich das orangerothe Habichtskraut¹⁾, im Volksmunde »wilder Safran« genannt. Den grössten goldgelben Blütenkorb hat das einblütige Felkelkraut oder der Hachelkopf²⁾, der von den Wurzelgräbern als »Arnika« in grosser Menge gesammelt wird. Einen besonderen Schmuck der Heide bilden die duftenden Prachtnelken³⁾ mit feingeschlitzten, zartbewimperten, purpurrothen Blüten, die jedem Garten zur Zierde gereichen würden. An den quellenreichen Abhängen, besonders im grossen und kleinen Kessel, sind jetzt wahre Pflanzendickichte emporgewachsen. Die Farnkräuter bilden hie und da ganze Wälder im kleinen Massstabe. Im kleinen Kessel treffen wir eine buntgemischte Gesellschaft von staudenartigen, meterhohen Pflanzen. In derselben nehmen der Eisen- oder Sturmhut⁴⁾ mit den blauen Blütenhelmen und der gelbbehelnte Wolfseisenhut⁵⁾ eine hervorragende Stellung ein und bilden gleichsam den Ritterstand. Jener wird im Gesenke allgemein Fuchswurzel genannt, weil seine rübenartige, äusserst giftige Wurzel zur Vertilgung der Füchse diene,

¹⁾ Hieracium aurantiacum. — ²⁾ Achyrophorus uniflorus. — ³⁾ Dianthus speciosus. — ⁴⁾ Aconitum Napellus. — ⁵⁾ Aconitum Lycoctonum.

während dieser früher in gleicher Weise gegen Wölfe verwendet worden sein dürfte. Der Alpendost oder Lattich¹⁾, der grosse, huflattich-ähnliche, unten silberweiss glänzende Blätter und röthliche Blütensträusse trägt, der Alpenmilchlattich oder das Milchblatt²⁾ mit schön violetten Blüentrauben, der gelbe Fingerhut³⁾, die trübviolette Gramblume⁴⁾, die feurig hervorleuchtenden orangerothern Habichtskräuter bilden ein hohes, buntblühendes Gestäude. Dort erblicken wir zu unserer Überraschung die Türkenbundlilie⁵⁾, im Gesenke Goldzwiebel genannt, welche fleischfarbene, braungefleckte, zurückgekrümmte Blütenglocken trägt. Die Quellenränder sind weithin violett gesäumt von den Blütenköpfen des sibirischen Schnittlauches, dessen kräftige, röhrenförmige Blätter und Blütenstiele fast einen halben Meter hoch werden. Bunte Schmetterlinge, Weisslinge, Distelfalter, Trauermäntel u. a. besuchen diesen, von der Natur angelegten Blumengarten auf der Heide.

In der zweiten Hälfte des August kommt für die Heide rasch der Herbst. Die Gras-
matten werden fahl, doch liegen innerhalb derselben zahlreiche Inseln von röthlichblühen-

¹⁾ *Adenostyles albifrons*. — ²⁾ *Mulgedium alpinum*. —

³⁾ *Digitalis ambigua*. — ⁴⁾ *Sweertia perennis*. — ⁵⁾ *Lilium Martagon*.

den, zierlichen Heidekräutern und Preiselbeersträuchern mit den glänzendrothen Beeren. Stellenweise wird das feine Borstengras abgemäht und mühsam Heu gewonnen. Bald vernichten Reif und Frost die letzte Blumenzier.

Im Laufe des Monats September wird die Heide gewöhnlich vorübergehend überschneit. Im Spätherbste wird sie dann oft wochenlang den Blicken durch blaugraue, tieflagernde Wolkenmassen entzogen; klärt aber ein frischer Wind den Himmel, dann sieht man den ganzen Gebirgsrücken in einen blendendweissen Schneemantel gehüllt. Alles Leben ist hier oben erstorben oder es schlummert tief unter der Winterhülle. Doch auch im Winter vergisst Mutter Natur die Heide nicht ganz; an hellen Tagen hüllen das Morgen- und Abendroth dieselbe in ihre, freilich nur kurzdauernde Farbenpracht. Vor Sonnenaufgang wird sie zuerst von einem zarten Rosenroth überhaucht, dieses wird immer dunkler und feuriger, bis zuletzt die ganze Schneemasse im reinsten Rubinfeuer zu glühen scheint. Am Abend sieht man ebenfalls öfter eine Art Alpenglühen.

Vom Hirschbrunnen läuft der Hauptweg immer auf dem Rücken der Heide hin. Dauert dieser Weg auch etwa zwei Stunden und bietet die Heide selbst keine grosse Abwechslung, so ist doch die Wanderung in einer Höhe von

1300 bis 1400 *m* in reiner, staubfreier Luft angenehm und dann gewährt jede der sanften Stufen, die wir emporsteigen, entweder ein neues Landschaftsbild oder erweitert das frühere. Vom Hirschkamm hat man einen Ausblick auf die Wiesenberger Heide und das Franzens-Jagdhaus, zu welchem sich ein Weg hinabwendet. Dort findet man ein stilles, weltabgeschiedenes Plätzchen und hat recht hübsche Landschaftsbilder vor Augen. Vom Maiberg sieht man hinab in den wilden, von den Steilgehängen der höchsten Berggruppen eingeschlossenen Mönchsachtgraben, den Hintergrund bildet die Hochschar—Kepernik-Gruppe, die hier zur vollen Geltung kommt. Es ist dies eines der anziehendsten Landschaftsbilder des Gesenkes, dem selbst der Charakter der Grossartigkeit nicht abzusprechen ist. Wenn wir auf den Heiligenhübel emporsteigen, so taucht der Altvater immer mehr auf und der Peterstein zeigt sein verwittertes Antlitz.

Auf der hohen Heide haben wir fast Altvaterhöhe erreicht und geniessen eine weit-
ausgedehnte Fernsicht, die nur nach Norden durch den Altvater verdeckt wird. Nach Südosten stürzt die hohe Heide zum steilwandigen grossen Kessel ab. In diesem, »dem Eldorado der Botaniker,« findet man die seltensten Pflanzen des Gesenkes vereinigt, ja manche

kommen nur hier in Mähren und Schlesien vor, wie das zottige Habichtskraut¹⁾, der sibirische Pippau²⁾, der Bergwegerich³⁾, die nördliche Woodsie⁴⁾ und der scharfe Schildfarn⁵⁾.

Am Nordabhange der hohen Heide erhebt sich der Peterstein, eine etwa 12 m hohe Felsmasse, »der Blocksberg des Gesenkes,« zu dem nach dem Aberglauben des siebzehnten Jahrhunderts die Hexen und Zauberer ihre Luftfahrten unternahmen. An demselben ist eine Gedenktafel für den Professor an der technischen Hochschule in Brünn, Dr. Kolenati, angebracht, der mit besonderer Vorliebe im hohen Gesenke verweilte, am 12. Juli 1864 in der Schäferei gestorben und auf dem Friedhofe in Klein-Mohrau begraben ist. Zu unseren Füßen liegt die Schäferei, wir begrüßen den ehrwürdigen Altvater und in weiter Ferne den Spieglitzer Schneeberg. Nach Osten sehen wir hinab in das waldige Oppa-Thal und weit hinaus ins grüne Schlesierland. Ein Zickzackweg führt uns hinab zur Schäferei, in welcher wir Erfrischung und sicherlich auch Gesellschaft finden.

¹⁾ Hieracium villosum. — ²⁾ Crepis sibirica. — ³⁾ Plantago montana. — ⁴⁾ Woodsia hyperborea. — ⁵⁾ Aspidium Lonchitis.

Der Burgberg bei Jägerndorf.

Manche Berge sind mit den Schicksalen der Umwohner, mit der Geschichte einer Landschaft, ja selbst mit dem Leben ganzer Völker auf das innigste verflochten. Ein günstig gelegener und gestalteter Berg bietet in rauheren Zeiten eine natürliche Zuflucht und Schutzwehr bei Feindesgefahr, er dient zur Verehrung der himmlischen Mächte, in friedlicheren Tagen entsteht eine Ansiedlung am Fusse desselben, die unter günstigen Umständen zur bedeutenden Stadt anwachsen kann.

Zu solchen geschichtlich bedeutsamen Bergen gehört auch der Burgberg bei Jägerndorf. Schon seine natürliche Lage hat ihm eine wichtigere Rolle zugetheilt. Hier biegt das Thal der schwarzen Oppa unter einem rechten Winkel nach Südost um und erweitert sich dabei zu einem halbkreisförmigen Becken, in welches vom Norden her noch das Thal der Goldoppa einmündet. In dieses Thalbecken springt vom Süden her ein Bergplateau in

Dreiecksgestalt vor und die Spitze dieses Dreiecks bildet der 437 *m* hohe Burgberg, ein Grauwackengipfel, der nach Norden zur Thalsole steil abfällt und eine weithin sichtbare Kirche trägt. Hier laufen von vier Seiten wichtige Verkehrsstrassen zusammen, ein Umstand, der das Entstehen einer Stadt im Schatten des Burgberges begünstigt hat.

Wann sich zuerst eine Ansiedlung am Fusse des Burgberges gebildet hat, lässt sich nicht angeben; jedenfalls war Jägerndorf im 13. Jahrhundert eine Stadt mit deutschem Rechte. Sie gehörte einige Zeit zum Herzogthume Troppau, wurde aber 1377 von demselben getrennt und hatte dann eigene Herzoge aus dem Geschlechte der Přemysliden. Die letzte Erbin brachte das Herzogthum ihrem Gemahl Georg von Schellenberg zu; von diesem kam es im Jahre 1523 an die fränkische und später an die brandenburgische Linie der Hohenzollern, deren Fürsten eifrige Anhänger der Reformation waren. Der Markgraf Johann Georg wurde im Jahre 1621 als Theilnehmer am böhmischen Aufstande geächtet und Jägerndorf dem Fürsten Karl von Liechtenstein und seinen Nachfolgern zugesprochen. — Bei einer Wanderung durch die Stadt stellt sich uns der Gegensatz zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem alten Herzogssitz,

und der modernen Industriestadt auf Schritt und Tritt vor Augen. Da erheben sich die Thürme alter Kirchen neben den dampfenden Fabriksschloten, neben dem alten, unscheinbaren Herzogsschlosse und kleinen Häuschen die neuen grossen Fabriksgebäude, Schulen und Wohnhäuser, da stehen noch einige Überbleibsel der alten Stadtmauer, an deren Stelle ein Kranz schöner Anlagen bald die ganze innere Stadt umschlingen wird.

Auf einer Treppe von mehr als 200 Stufen steigen wir zum Gipfel des Burgberges hinan. Dort stehen wir auf einer der denkwürdigsten Stätten des Gesenkes. Schon in vorgeschichtlicher Zeit, von der nur die hier gemachten Funde eine schwache Kunde bringen, wohnten auf dem Burgberge Menschen, vertheidigten sich gegen ihre Feinde, verehrten ihre Götter und bestatteten ihre Todten. Auch der Name des Berges deutet darauf hin, dass in früherer Zeit eine Art Burg sich auf demselben befunden haben müsse; schwerlich dürfte der Name mit der Schellenburg in Verbindung zu bringen sein, da diese doch zu weit entfernt von dem eigentlichen Burgberge ist und auf einem deutlich hervortretenden Berge steht. Dass auf dem Burgberge uralte Schutzwerke bestanden haben, beweisen die Überreste eines etwa 500 *m* langen Schlackenwalles an der Ostseite

des Berges. Hier finden sich glasige, verschlackte Steintrümmer, die von der Grauwacke des Burgberges herkommen. Die Annahme ist nicht unbegründet, dass der ganze Steinwall durch aufgeschichtete und angezündete Holzmassen von aussen verschlackt wurde, um so demselben Festigkeit und Zusammenhang zu geben. Jetzt ist der grösste Theil dieses Walles verschwunden; man hat die Steintrümmer zur Strassenbeschotterung und zum Eisenbahnbau verwendet. Auf dem Burgberge hat man Steinwerkzeuge aufgefunden, grössere Hämmer aus Schiefer, Grauwacke, Granit und Serpentin, die als Waffen und Werkzeuge gedient haben. Ein kreuzweis durchbohrter »Rufstein« ist wohl dazu benützt worden, um den Volksgenossen durch starke Piffe Zeichen zu geben. Ein sehr wichtiges Erfordernis für eine Ansiedlung oder einen Schutzort, das Trinkwasser, hat ebenfalls nicht gefehlt. Eine Quelle, die klares und gutes Trinkwasser spendet, befindet sich noch heute in der — Gruft der Wallfahrtskirche, der Zugang zu derselben ist vermauert.

Aufgefundene Gefässe, welche die Form von Opferschalen haben, grosse Massen von Thierknochen, Hörnern und Geweihen lassen schliessen, dass hier die Ansiedler und Umwohner den Göttern geopfert haben. Ist ja die

Sitte, die Götter auf Bergen zu verehren, vielen Völkern gemeinsam! Noch heute steht auf dem Burgberg ein Gotteshaus, zu dem viele Menschen wallfahren; fühlt sich doch der Mensch auf Bergeshöhe dem Himmel gleichsam näher, erhebt sich sein Geist bei dem Anblicke der ringsumher ausgebreiteten schönen Gotteswelt über das Alltägliche und fasst da sein gedrücktes Herz wieder frischen Muth! Diese Kirche ist zwischen den Jahren 1722 und 1727 erbaut worden, hat ein geräumiges und ansprechendes Inneres und ein mit guten Fresken geschmücktes Gewölbe.

Innerhalb und ausserhalb des Schlackenwalles hat man Gefässe aus gebranntem Thon von gefälliger Form gefunden, von denen manche mit Graphit überzogen, mit Linien verziert und mit Henkeln versehen waren. Sie enthielten Asche und Knochenüberreste verbrannter Leichen, es sind also Aschenurnen; wir können daher mit Sicherheit schliessen, dass auf dem Burgberge auch Todte bestattet wurden. Solche Urnen sind in grosser Anzahl am Fusse des Schellenberges beim sogenannten »rothen Bau« an der Strasse gefunden worden; dort ist ein grösseres Leichenfeld gewesen. Auf dem Burgberg in der Nähe der heiligen Opferstätte wurden vielleicht nur Priester und Häuptlinge bestattet.

Die bedeutendste Fundstelle von Urnen, Werkzeugen und Geräthschaften aus Stein, Knochen und Horn ist bei Kreuzendorf; dort muss eine grössere Ansiedlung in vorgeschichtlicher Zeit bestanden haben. Die Ansiedler sind hauptsächlich Viehzüchter und Ackerbauer gewesen, denn aus den Überresten konnte nachgewiesen werden, dass sie vier Arten von Rindern, Pferde, Sumpfschweine, Schafe und Ziegen gehalten haben. Nebenbei betrieben sie auch die Jagd, wie die Knochenüberreste von Hirschen, Rehen, Fischottern und Wildschweinen zeigen.

Leider wurden die Ausgrabungen an den genannten Stellen nicht planmässig vorgenommen; was Pflug oder Spaten zufällig ans Tageslicht brachte, wurde grösstentheils zerbrochen und verworfen. Erst in neuerer Zeit schenkte man der Sache mehr Aufmerksamkeit, aber es fehlte den einzelnen, dafür sich interessierenden Forschern an den zu grösseren Ausgrabungen nöthigen Geldmitteln. Die Funde sind zerstreut in den Museen von Wien, Brünn, Breslau und Troppau, manches befindet sich in Privathänden. Wäre schon früher das Verständnis für die vorgeschichtliche Forschung mehr verbreitet gewesen, so hätte eine der lehrreichsten und bedeutendsten Sammlungen entstehen können, die uns Aufschluss gegeben

hätte über das Leben und die Cultur des Menschen hier im Gesenke in ferner Vorzeit.

Gehören die besprochenen Funde der vorgeschichtlichen Zeit an, so war der Burgberg auch noch in späteren Zeiten besiedelt oder diente als Zufluchtsort im Nothfalle. Dafür sprechen die auf demselben aufgefundenen Gegenstände aus Bronze, Nadeln, eine Lanzen spitze, ein Armring, Armspiralen, ein Panzer; Gussformen und ein noch unbearbeiteter Bronzebarren lassen schliessen, dass diese Gegenstände an Ort und Stelle verfertigt wurden. Im Mittelalter ist die Burg Lobenstein oder die Schellenburg nicht gar weit vom Burgberg erbaut worden, deren Ruinen fremdartig in unsere Zeit hereinragen.

Doch wenden wir unsere Blicke von der Vergangenheit auf die Gegenwart. Ein Dampfzug rollt unten im Thale eilig vorüber, die zahlreichen hohen Fabriksschlote lassen schwarze Rauchsäulen in die Luft steigen: andere Zeiten, andere Menschen. Der Burgberg gewährt eine überraschend schöne, wechselvolle und weite Aussicht, weshalb man ihn auch den »Rigi Schlesiens« genannt hat. Zu unseren Füßen liegt Jägerndorf im Thalbecken ausgebreitet. Gegen Osten sieht man über die sanften Hügelwellen mit ihren zahlreichen Ortschaften hinaus in die oberschlesische Tief-

ebene. Gegen Norden, Nordwesten und Westen steigen die waldgrünen Berge immer höher und höher an, bis in der Ferne die höchsten Züge und Kuppen des hohen Gesenkes, der Altvater und die Janowitzer Heide das Bild abschliessen. Ein Thal schneidet tief in diese Berglandschaft ein und eröffnet einen weiten Fernblick in dieselbe, das Thal der Goldoppa, in welchem die Ortschaften Komeise, Schönwiese, Geppersdorf, Troppowitz und Olbersdorf sich aneinanderreihen. Im Hintergrunde ragt die Bischofskoppe hervor. Nach Südwesten und Süden ist ein weites, wellenförmiges, walddreiches Gebiet ausgebreitet, aus dem besonders der Rautenberg hervortritt. Nach Südosten liegt das Oppa-Thal mit seinen Ortschaften bis Troppau offen vor unseren Augen und bietet ein freundliches Thalbild. Die Karpathen, besonders die Beskiden mit der Lissa Hora, sind noch deutlich auszunehmen und schliessen den Gesichtskreis nach Südosten ab.

Auf vulcanischem Boden.

Nichts scheint uns fester und unerschütterlicher zu sein als der Erdboden, auf dem wir wandeln, als die Erdfeste, das Festland. Und doch entspricht auch da, wie in so vielen Dingen, die Wirklichkeit nicht der gewöhnlichen Vorstellung. Denn es gibt gewaltige Kräfte, welche imstande sind, die feste Erdrinde zu erschüttern, ja zu durchbrechen, Riesenkräfte, welche, eingekerkert im Erdinnern, manchmal mit ungeheurer Kraft die dicken Mauern ihres Gefängnisses durchbrechen und sich mit unwiderstehlichem Drange einen Weg ins Freie, zum Sonnenlichte bahnen. Es sind dies besonders die vulcanischen Kräfte.

Auch das heute so friedliche Bergland des Gesenkes war in der Neogenperiode der Tertiärzeit der Schauplatz einer starken vulcanischen Thätigkeit, und den wichtigsten Zeugen derselben wollen wir nun einen kurzen Besuch abstatten.

Wenn wir auf der Strasse von Freudenthal nach Hof uns dem Orte Karlsberg nähern,

so erblicken wir ziemlich in südlicher Richtung eine auffällige Bergkuppe, welche ihre Umgebung weit an Höhe überragt und durch eine seichte Einsenkung mit einem etwas niedrigeren Berggipfel zusammenhängt. Dies sind der grosse und der kleine Rautenberg¹⁾, jener 780, dieser 775 *m* hoch.

Besonders der grosse Rautenberg zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Achtunggebietend erhebt er sich, weithin wird er gesehen und erweckt in dem Beschauer die Hoffnung auf eine weite Fernsicht und anziehende Rundschau von seinem Gipfel aus. Er täuscht auch die Erwartungen des Besuchers nicht, sondern übertrifft sie noch.

Wir nähern uns dem Dorfe Rautenberg, das am Nordwestabhange des Berges sich hinanzieht. Mächtig und gebietend stellt sich dieser dem Blicke dar, steil fällt er mit bewaldetem Abhange gegen das Thal der Mohra, sanfter nach den andern Seiten ab. Wir wandern durch das Dorf aufwärts, an dem freundlichen Kirchlein vorbei, und wenden uns dann der Einsattlung zu. Vor allem fällt uns auf, dass der Abhang des Berges wohlbebauet, dass die Ackererde eigenthümlich braunroth gefärbt

¹⁾ Der Name lautet wohl richtiger Raudenberg, wie er auch allgemein ausgesprochen wird, d. h. der mit Rauden (Räude) bedeckte Berg.

ist und dass zwischen den einzelnen Feldern ganze Steinwälle aufgehäuft sind. Diese bestehen, wie wir bei näherem Zusehen bemerken, aus blasigen, porösen Lavatrümmern, grösseren vulcanischen Bomben und kleineren Steinen. Die braunrothe Färbung rührt von dem beigemengten Eisenoxyd her.

Nach einer halbstündigen Wanderung nähern wir uns dem Gipfel des Berges. Hier verschwinden die Getreidefelder, festeres, basaltisches Gestein bildet den Boden und hindert den Anbau. Starkstämmige, aber nicht hohe Lärchen und struppige Wachholderbüsche bilden eine lichte Bewaldung. Gewaltige Basalttrümmer liegen zerstreut auf dem Gipfel, der auch eine Triangulierungs-Pyramide und ein hohes Kreuz trägt.

Und nun können sich Augen und Herz erfreuen an einer Rundschau, wie sie nicht viele Berge des niederen Gesenkes bieten dürften. Nach Nordwesten liegt ein Stück des niederen Gesenkes vor uns ausgebreitet, wie ein im breiten Wellenschlag erstarrtes Meer, dessen Wogen sich immer höher und höher erheben, bis die Züge des hohen Gesenkes, nämlich der Zug des Heidstein und Bradlstein, die Janowitzer Heide und zuletzt der Altvater, gleich hoch gestauten Flutwellen, das Bild abschliessen. Gegen Norden liegt im

Mohra-Thale Karlsberg, dahinter erhebt sich der Köhlerberg bei Freudenthal mit seinem Kirchlein; im Hintergrunde erblicken wir Engelsberg mit dem Annaberg, von dem ebenfalls ein Kirchlein weit ins Land schaut. Am weitesten reicht die Fernsicht nach Nordost und Ost. Aus dem Thale der Mohra zu unseren Füßen zieht sich das Dorf Raase in der Länge einer Meile den sanften Abhang hinauf. Rechts davon liegt an der Lehne der Ort Spachendorf, im Thale ragt aus einem Walde der Fabriksschlot der Spinnerei Heidenpiltsch hervor, die aber schon längere Zeit nicht mehr im Gange ist. Weit in der Ferne erkennen wir die Kirche auf dem Burgberge bei Jägerndorf, rechts davon können wir bei reiner Luft Troppau ausnehmen. Über den ganzen Raum ist eine grosse Anzahl von Ortschaften und Kirchen zerstreut. Am südöstlichen Horizonte dämmern die Umrisse der Karpathen. Am beschränktesten ist die Aussicht nach Süden und Südwesten; hier überragt der 798 *m* hohe Sonnenberg bei Dittersdorf unseren Standpunkt.

Schauend und sinnend mag man hier längere Zeit verweilen und sich im Geiste in jene Urzeit zurückversetzen, in welcher der Rautenberg noch ein thätiger Vulcan gewesen ist.

Doch versuchen wir, uns ein Bild dieser Gegend und der Vorgänge in jener Zeit zu entwerfen, ein Bild, das freilich nur in seinen Hauptzügen gezeichnet werden kann. Ein grosser Zeitraum, der nach Jahrtausenden zählt, trennt uns von jenen Tagen, denn die natürlichen Verhältnisse der Erde ändern sich in der Regel nur sehr allmählich. In der Neogenperiode der Tertiärzeit waren ein grosser Theil der norddeutschen Tiefebene, der Marchebene, das Wiener Becken und die ungarischen Tiefebene vom Meere überflutet. Das Klima dieser Gegenden war noch bedeutend milder als jetzt, etwa südeuropäisch. Wälder von immergrünen Eichen, Lorbeer-, Tulpen- und Kampferbäumen, Akazien, Buchen, Cypressen und Fichtenarten bedeckten die Berge des Gesenkes und bekleideten sie mit einem mannigfaltigen Pflanzenwuchse. Gewaltige Säugethiere hausten in den Wäldern, wie das *Dinotherium giganteum*, ein elefantenartiges Ungethüm mit zwei Stosszähnen im Unterkiefer, von welchem Überreste bei Nikolsburg aufgefunden worden sind. Dazu kamen Mastodonten mit vier Stosszähnen, Rhinocerosse u. a. Die Vogelwelt entsprach schon mehr der jetzigen. Adler und Eule, Krähen und Spechte, Würger, Bachstelzen, Taucher, Enten u. a. belebten die Wälder und Sümpfe.

In jener Zeit nun entwickelten die vulcanischen Kräfte besonders in Europa eine grossartige Thätigkeit. In den Gebirgen am Rhein, in der Eifel, im Westerwald und Siebengebirge, ferner im Rhön- und Vogelsgebirge arbeiteten und dampften die Vulcane, ebenso im nördlichen Böhmen, im Riesengebirge und im Gesenke. Hier war besonders der Rautenberg der Mittelpunkt des Vulcanismus.

Wenn der Ansturm der vulcanischen Mächte immer heftiger und ungestümer wird, wenn die glutflüssige Masse durch die Gänge und Höhlungen immer höher steigt, dann beginnt endlich die Erdoberfläche zu beben, das dumpfe, unterirdische Rollen und Donnern steigert sich zu einem furchtbaren Gebrüll und Getöse, die Erhebungen des Bodens werden zu einem heftigen Schwanken, krachend theilt sich der Erdboden, glühende Lavastücke werden bei der heftigen Spannung der Gase und des Wasserdampfes hoch in die Luft geschleudert, eine Rauch- und Feuersäule steigt zum Himmel empor, Sand, Staub und Asche verfinstern die Luft. Die grosse Menge der Wasserdämpfe verdichtet sich in höherer Luft zu Wolken, die oft unter Blitz und Donner als gewaltige Platzregen niederstürzen. Die vom Vulcan ausgeworfenen Massen häufen sich um die Krater-

öffnung an und so baut sich ein Kegelberg auf, der aus vulcanischen Bomben, Steinen, Sand und Asche besteht.

Hat diese vulcanische Kraftäusserung ihren Höhepunkt erreicht, so fliesst aus der Krateröffnung ein Lavastrom hervor und zieht den Berg hinab. So ergoss der Rautenberg einen 5 *km* langen Lavastrom nach Osten bis zum Einfluss des Kreibischbaches in die Mohra bei Hartau. Dort findet man in einem Steinbruch den Basalt in Säulenform. Nach Norden bildet im allgemeinen die Mohra die Grenze für das vulcanische Gebiet; nur am unteren Ende von Raase und bei der Spinnerei in Karlsberg findet sich ein vulcanischer Tuffstein, der schon lange benützte »Raaserstein«. Dieser ist aus vulcanischer Asche, die sich in dem zur See gestauten Wasser der Mohra ablagerte, entstanden. Im Nordwesten bezeichnet das Dorf Rautenberg die Grenze des vulcanischen Gesteins, welches nach Westen im allgemeinen bis zum Fahrweg nach Neuwaltersdorf reicht. Nach Süden zieht sich vom kleinen Rautenberg eine schmale Lavazunge bis über Christdorf hinaus, während im Osten der Kreibischbach die Grenze des vulcanischen Gebietes bildet, welches im ganzen einen Flächenraum von 20 *km*² umfasst. Da der grosse und kleine Rautenberg wahrscheinlich Theile des Krater-

randes sind, so hatte die Krateröffnung einen Durchmesser von etwa 1500 *m*.

Auf starke Ausbrüche eines Vulcanes folgen dann wieder Zeiten verhältnismässiger Ruhe, in welchen nur Dämpfe aus demselben aufsteigen; ja es kann geschehen, dass die Krateröffnung ganz von erstarrter Lava verstopft wird und der Vulcan als erloschen erscheint; aber es kann oft nach Jahrzehnten, selbst nach Jahrhunderten wieder ein Ausbruch erfolgen, bis endlich fast jede Spur der Thätigkeit erloschen ist, wie dies bei den mitteleuropäischen Vulcanen der Fall ist.

Der Rautenberg war damals nicht der einzige thätige Vulcan in dieser Gegend, sondern mit ihm wetteiferten auch der Venusberg bei Messendorf und der Köhlerberg bei Freudenthal.

Der Venusberg (656) liegt zwischen Freudenthal und Karlsberg bei dem Orte Messendorf, der an dessen Nordwest- und Westfusse sich hinzieht. Er bildet eine abgeflachte, fast baumlose Kuppe, die nebst ihren sanften Abhängen in fruchtbares Ackerland umgewandelt ist. Der ganze Berg ist eine Schlackenmasse aus gröberem und feinerem Vulcanschutt von brauner bis hellrother Färbung, blasigen Lavastücken und vulcanischen Bomben, welche hie und da zu Steinwällen

aufgehäuft sind. Basalt findet sich nur wenig. Auf der flachen Kuppe bemerkt man eine über 2 *m* tiefe Grube von einem Durchmesser von etwa 10 *m*, die wahrscheinlich ein Überrest des früheren Kraters ist. Das vulcanische Gebiet des Venusberges umfasst nur bei 2 *km*² und reicht nach Osten bis an die Strasse, nach Westen bis zum Orte Messendorf, nach Süden etwa 200 *m* vom Gipfel abwärts.

Ausgezeichnet in seiner Form und bedeutend an Umfang des vulcanischen Terrains ist der Köhlerberg (674) bei Freudenthal. Er bildet eine oben abgeflachte Kuppe, auf welcher eine weithin sichtbare Wallfahrtskirche steht. Nach der Südseite gegen Kotzendorf fällt er steil, nach den anderen Seiten sanfter ab. Nur der Süd- und Nordwestabhang sind bewaldet, der übrige Theil des Berges ist fast ganz in Ackerland verwandelt und wohl bebaut. Der Süd- und Westabhang des Berges sind von vulcanischen Auswurfstoffen, Lavastücken, kugeligen, schaligen Bomben, Steinchen, Sand und Asche gebildet, während den Nord- und Ostabhang fester, blauschwarzer Basalt bedeckt, ein Lavastrom, der über die Strasse und Eisenbahnlinie hinüberreicht.

In einer von schönen, hundertjährigen Linden gebildeten Doppel-Allee gelangen wir zur Kirche auf dem Gipfel des Berges. Graf

Oswald von Liechtenstein, Statthalter des deutschen Ritterordens in Freudenthal, welcher im Jahre 1645 die Eulenburg nicht unrühmlich gegen die Schweden unter Torstenson vertheidigte, soll hier zuerst eine Kapelle erbaut haben, welche 1758 durch diese Kirche ersetzt worden ist.

Unser Standpunkt gewährt eine hübsche Aussicht. Zu unseren Füßen liegt Freudenthal mit seinem Schloss und den stattlichen Häusern. Nach Norden erheben sich die Bodenwellen zum hohen Rücken der Janowitzer Heide und der mächtigen Altvaterkuppe, im Süden ragt über die Wälder der Rautenberg empor.

Wie viele Jahrhunderte diese Vulcane des Gesenkes in Thätigkeit gewesen sind, lässt sich nicht bestimmen. Einst voll Sturm und Drang, wahre Erderschütterer und Himmelsstürmer, furchtbar und unbändig, sind sie jetzt friedliche Berghäupter. Jahrtausende sind aber auch über sie hinweggegangen, sie sind alt geworden. Die Erde hat ein anderes Antlitz angenommen, das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt haben sich verändert. Der Mensch ist erschienen und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Landschaft ein anderes Aussehen zu verleihen. Im Laufe der Zeiten hat die Mohra in vielen Windungen sich wieder ein

Bett durch den Lavastrom gegraben. Die letzten Spuren der vulcanischen Thätigkeit zeigen sich noch in den zahlreichen Ausströmungen der Kohlensäure und in den Säuerlingen im Umkreise derselben, wie in Karlsbrunn, bei Mohrau, Irmsdorf, Bärn—Andersdorf und anderweitig. Ein 52 *m* tiefer Brunnen auf dem Köhlerberge in der Nähe des Gasthauses verlor anfangs der Sechziger - Jahre bei einer erdbebenartigen Erschütterung des Berges sein Wasser, welches wahrscheinlich durch andere Spalten einen Ausweg gefunden hat.

Im Wechsel des Jahres.

Unaufhaltsam und gleichmässig rückt der Zeiger an der grossen Zeitenuhr weiter; im gewaltigen Umschwung dreht sich die Erde Tag um Tag um ihre Achse und vollendet Jahr um Jahr ihren Lauf um die Sonne. Regelmässig weicht die Nacht dem Tage, der Winter dem Sommer. Diese regelmässige Wiederholung ist aber doch kein ewiges Einerlei. Welche Fülle von Erscheinungen, Veränderungen und Gegensätzen zieht im Laufe eines Jahres an uns vorüber! Und hat sich der Kreislauf des Jahres geschlossen, so ist das neue Jahr nicht die eintönige Wiederholung des alten, nein, es ist wirklich ein neues Jahr mit neuen Wesen, neuem Leben. Unzählige lebende Wesen hat der Winter für immer begraben, aber eine grosse Zahl neuer tritt im neuen Jahre in den Kreislauf des Lebens ein. Der Baum, der Strauch ist nicht mehr ganz derselbe wie im Vorjahre, er hat neue Zellen, neue Zweige angesetzt, Keime neuen, selbständigen Lebens ausgestreut. Auch am Menschen geht ein Jahr

nicht spurlos vorüber. Im weiten Reiche der Natur herrscht eine nie rastende Neu- und Umbildung, ein stetiger Wechsel.

Der Gegensatz von Sommer und Winter in unserem Erdgürtel, das Neuerwachen des Lebens mit jedem Frühling lenkt unsere Aufmerksamkeit mit Macht auf die Naturvorgänge in dieser Jahreszeit hin. Je liebevoller wir uns in das Weben und Wirken der Natur vertiefen, je mehr wir der schönen Gesetzmässigkeit im scheinbar ewigen Wechsel, den einfachen Grundformen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nachspüren: desto näher tritt auch die Aussenwelt unserem Herzen, desto klarer und wahrer erscheint sie auch unserem Geiste. Die Betrachtung der Natur ist eine lautere Quelle der Erkenntnis und der schönsten Freuden des Gemüthes.

Der Verlauf der Jahreszeiten im Gesenke, einem Berglande, hat im Vergleich zur Ebene seine Eigenthümlichkeiten. In der Ebene erfolgt für alle Theile der Wechsel der physischen Jahreszeiten zu derselben Zeit, im Gesenke aber tritt derselbe für die einzelnen Punkte, die so verschieden hoch in den Luftoccean hineinragen, auch in verschiedenen Zeitpunkten ein. In den wärmeren Thälern verschwindet der Schnee gewöhnlich im März und April, im Hochgesenke liegt er noch streckenweise

im Mai, an einzelnen Stellen bis Mitte Juni. Der Beginn der Getreideernte in den tiefsten und höchsten bebauten Lagen liegt um drei bis vier Wochen auseinander. Mit der Höhe wächst für die einzelnen Punkte auch die Länge der kalten Jahreszeit; die Kämme und Gipfel des hohen Gesenkes durchlaufen den Frühling, Sommer und Herbst in vier Monaten und haben acht Monate Winter. Der Frühling ist gewöhnlich kühl und kurz, der Sommer angenehm warm, manchmal zu regenreich, die Nächte sind auffallend kühl; der Herbst ist in der Regel schön, der Winter ist lang, reich an Schnee, Nebeln und Rauhref.

Die Mannigfaltigkeit der Bodenerhebung und der klimatischen Verhältnisse hat auch eine mannigfaltige Pflanzenwelt und eigenthümliche Erscheinungen des Thierreiches zur Folge. In dieser Beziehung seien nur einige charakteristische Eigenthümlichkeiten erwähnt. Im niederen Gesenke blüht im April zwischen Braunsdorf und Gross-Herrlitz der schöne, violette Frühlings-Safran¹⁾. Besonders reich an eigenthümlichen Pflanzen ist das hohe Gesenke. Nur auf der Hochschar—Kepernik-Gruppe wächst das bleifarbiges Habichtskraut²⁾, auf der Brünnelheide das Felsen-Riedgras³⁾,

¹⁾ *Crocus vernus*. — ²⁾ *Hieracium plumbeum*. — ³⁾ *Carex rupestris*.

auf dem Altvater die lappländische Weide¹⁾. Der pflanzenreichste Gebirgszug ist die Janowitzer Heide, die pflanzenreichsten Stellen in diesem sind der grosse und kleine Kessel. Nur im grossen Kessel sind zu finden der sibirische Pippau²⁾, das zottige Habichtskraut³⁾, der Bergwegerich⁴⁾, das Alpen-Rispengras⁵⁾ und der Alpen-Windhalm⁶⁾, die nördliche Woodsie⁷⁾ und der scharfe Schildfarn⁸⁾. Dem Ullersdorfer Bergland sind zwei Arten von Mondrauten⁹⁾, dem Urlichzug ist der Sudeten-Blasenfarn¹⁰⁾ eigenthümlich. Aus dem Thierreich ist besonders die Vogelwelt anziehend. In den Wäldern des hohen Gesenkes hausen das Auer-, Birk- und Haselhuhn. Jeden Winter besucht das Gesenke in grossen Scharen die Wachholderdrossel, hier Ziemer genannt, in manchen Wintern erscheint der Seidenschwanz, hier Frieser geheissen. Auch die Schnee-Ammer, der zweibindige Kreuzschnabel und der kleine Steissfuss kommen öfter als Wintergäste.

Doch lassen wir ein Jahr mit seinen wechselnden Erscheinungen an unserem Geiste vor-

1) *Salix Lapponum*. — 2) *Crepis sibirica*. — 3) *Hieracium villosum*. — 4) *Plantago montana*. — 5) *Poa alpina*. — 6) *Agrostis alpina*. — 7) *Woodsia hyperborea*. — 8) *Aspidium Lonchitis*. — 9) *Botrychium matricariaefolium* und *B. rutaefolium*. — 10) *Cystopteris sudetica*.

überziehen und beginnen wir mit der schönsten, gepriesensten Jahreszeit, dem Frühling.

Welche Fülle von Leben, Hoffnung, Lust und Freude liegt in diesem Wort! Doch wann ist der Frühling da? Lange vor seinem Einzuge sendet er seine Vorboten voraus, weit vom Süden her laue Lüfte, regenreiche Wolken, einen Flug der Heimat zustrebender Vögel. Gegen Ende Februar tritt gewöhnlich Thauwetter ein, die Schneehülle wird zerstückt und zerrissen, die braune Erdscholle und das grünliche Saatfeld kommen zum Vorschein. Die Bäche und Flüsse zerschellen die starre Eisdecke, sie schwellen mächtig an, da ihnen in zahllosen Rinnsalen Wasser zufließt, und überschwemmen weithin das Wiesenthal.

Der März hat uns einige sonnenhelle, angenehme Tage gebracht. Freudig eilen wir hinaus in die schneebefreite Landschaft, denn Sonne und Wind haben die Wege rasch gangbar gemacht. Wie wohl thut dem Auge der lang entbehrte Anblick der braunen Ackergelände, aus denen die mit Wintersaat bebauten Flächen grünlich hervorschimmern! An Hohlwegen und Waldrändern sieht man noch weisse Streifen und Flecke, das hohe Gesenke aber ist noch dicht in seinen weissen Wintermantel gehüllt. Da bleiben wir plötzlich wie festgebant stehen. Helle, glockenreine, freudig

wirbelnde Töne klingen aus der Luft hernieder, das Ohr nimmt sie begierig auf und auch das Auge sucht sich Gewissheit zu verschaffen von dem, was das Ohr gemeldet hat. Ja wahrlich, sie ist da, die liebe Frühlingsbotin, die holde, liederreiche Feldlerche! Dort steigt das singende Schneeglöcklein laut jubelnd in die Luft. Da zieht ein erlösendes, seliges Gefühl in unsere Brust: es wird Frühling, die Lerche hat es ja gesungen.

Dort fliesst das eisbefreite Bächlein munter und hell blinkend durch das Wiesenthal. Auf der weissen Sandbank, die es an einer Krümmung abgelagert hat, trippelt ein Paar Bachstelzen zierlich dahin und wippt dabei mit den langen Schwänzen. Wie nett sie gekleidet sind! Brust und Bauch weiss, das Köpfchen schwarz, der Rücken aschgrau, der schwarze Schwanz weiss gesäumt. Jetzt haschen sie ein Insect, dann stimmen sie ihr einfaches, aber recht ansprechendes Liedchen an und nun fliegen sie, spielend und sich neckend, fein und scharf rufend davon. Bald darauf bemerken wir wieder Bachläufer, doch sind sie auf der Unterseite schwefelgelb. Es sind gelbe Bachstelzen, welche in milden Wintern, wenn die Bäche nicht zufrieren, auch bei uns bleiben, äusserst zierliche, nette und lebenswürdige Vöglein.

Dort auf der Anhöhe steht ein Lindenbaum; auf demselben geht es gar laut und lustig zu. Muntere Stare krächzen, schnarren, pfeifen und flöten dort in ungezwungener Weise und schlagen mit den Flügeln den Takt dazu. Auch sie verkünden in ihrer Weise die Ankunft des Frühlings.

Wir sind zum Walde gekommen. Nicht tief dringen wir in denselben ein, denn die Waldpfade sind noch zu feucht und durchweicht. Hier am Waldrand auf einer sonnigen Lichtung ladet uns ein trockener Baumstumpf zur Rast ein. Mit Wohlbehagen athmet die Brust die Waldluft, das Auge erfreut sich am Grün der Bäume, am Spiel der Sonnenstrahlen, am Zug der lichten Wölkchen über den blauen Himmel. Insecten, welche der warme Sonnenstrahl zum Leben erweckt hat, schwirren und summen um uns. Da erschallt laut, klangvoll, feurig, voll Abwechslung und Tiefe das Lied unserer herrlichen Waldsängerin, der Drossel, ein Lied, das so recht für die weiten Hallen des Waldes geschaffen ist. Bald antwortet eine zweite Singdrossel und es entwickelt sich ein Wechselgesang, dem zu lauschen es eine wahre Herzensfreude ist. Auch andere Stimmen erschallen aus dem Walde, der sanfter flötende Gesang der Amsel, der helle Schlag des Finken, das fröhlich trillernde Liedchen des munteren

Rothkehlchens, das angenehme, liebliche Trillern und Flöten der Baum- oder Ludellerche, das Girren und Rucken der Hohl- und Ringeltauben.

Der laute Frühlingsjubiläum der gefiederten Lenzboten hat unsere Aufmerksamkeit bisher ganz in Anspruch genommen. Wenden wir uns nun dem stillen Reich der Pflanzen zu, so bemerken wir, dass auch hier Veränderungen vor sich gehen, die zwar jetzt noch wenig auffallen, aber in kurzer Zeit in die Erscheinung treten werden. Strauch und Baum stehen scheinbar noch leblos da; schneiden wir aber einen Zweig ab, so sehen wir, dass der Saft von den Wurzeln schon aufwärts gestiegen ist und in die Knospen dringt; ja, einzelne Gewächse lassen sich nicht mehr zurückhalten, sich mit den ersten schüchternen Blüten zu schmücken. Die seidenhaarigen Weidenkätzchen schieben ungeduldig ihre braunen Winterkapuzen zurück und blicken neugierig in die Welt. Dort — kaum wollen wir unseren Augen trauen — hält uns ein Strauch, der Seidelbast¹⁾, schon einen vollen, purpurrothen Blütenstrauss entgegen. Nicht weit davon erblicken wir im Gebüsch ein nettes, himmelblaues Blümchen mit schönen, nierenförmigen, dreilappigen Blättern, das Leberblümchen²⁾, das sich vor-

¹⁾ Daphne Mezereum. — ²⁾ Hepatica triloba.

witzig schon hervorgewagt hat, daher auch »Vorwitzchen« genannt. Im Gebüsch am Wiesenbach steht mit gesenktem Köpfchen im weissen, grünaufgeputzten Kleide das Schneeglöckchen¹⁾, so recht ein Kind des Schnees und der ersten warmen Sonnenstrahlen. Daneben finden wir die nahe verwandte Frühlingsknotenblume²⁾, deren Blütenblätter an der Spitze zu grünen Knoten verdickt sind. Wir graben uns einige dieser zwiebelwurzigen Gewächse aus und versetzen sie in unseren Garten, wo sie uns die kleine Mühe durch ihre frühzeitige Blüte und den süssen Wohlgeruch reichlich lohnen werden.

Der erste Spaziergang hat unsere Brust mit Frühlingsahnung und Frühlingshoffnung erfüllt; aber so trostreich auch diese ersten Frühlingsbotschaften geklungen haben, so heisst es sich doch in Geduld fassen; denn der Winter ist ein zäher Kämpfe, der nicht so leicht und bald das Feld räumt und besonders hier im Gebirge seine festen Plätze hat. Bald nimmt er den Kampf gegen die Vorposten des Frühlings wieder auf, treibt dieselben vor sich her und schüttet Schneemassen auf die Fluren, dass man sich mitten in den Winter versetzt glaubt; ja häufig treten erst im März die ärgsten Schneestürme und Schneeverwehun-

¹⁾ *Galanthus nivalis*. — ²⁾ *Leucojum vernum*.

gen ein: Nun hat der Winter seine Herrschaft wieder auf einige Zeit gesichert. Er überlässt sich der Ruhe und wird sorglos; das benützen die wackeren Frühlingskämpfer zu neuen Angriffen; Vordringen und Zurückweichen, Sieg und Niederlage wechseln auf beiden Seiten. Diese Kämpfe dauern mit kürzeren oder längeren Pausen der Waffenruhe auch noch im April fort. Immer hitziger greifen die Frühlingsstreiter an, immer siegreicher dringen sie vor, wenn auch der Winter zu derberen Geschossen greift und aus seinen Kugelspritzen und Magazinsgewehren ganze Fluten von Eiskügelchen herniederschleudert.

Im April gelingt es dem Frühlinge gewöhnlich, sein Lager für längere Zeit im Gesenke aufzuschlagen. Ein sonniger Tag in der zweiten Hälfte des Monats verlockt uns zu einem grösseren Ausfluge. Im Garten haben die gelben Märzenbecher¹⁾ und die weissen Narcissen²⁾ mit ihren hochrothen Kronen in der Mitte ihre prächtigen Blüten entfaltet. Die Knospen an den Sträuchern und Bäumen, die im Winter geschlafen haben, erwachen nun zum Leben, die zahllosen Blätter und Blüten, die wundervoll zusammengefaltet und verhüllt waren, streben dem warmen Sonnenlichte und der milden Frühlingsluft zu. Der Haselstrauch

¹⁾ Narcissus Pseudonarcissus. — ²⁾ Narcissus poeticus.

lässt seinen goldgelben Blumenstaub auf die prächtig gefärbten, zinnoberrothen Narben regnen, die Espe dort ist mit zottigen Kätzchen ganz behängt, um die Sahlweide, die mit zahlreichen goldgelb bestäubten Kätzchen bedeckt ist, schwärmen die Bienen. Der Kastanienbaum schlägt die klebrigen, glänzend braunen Deckblätter zurück, die Lärche schiebt ihre zartgrünen Nadelbüschel, die Eberesche streckt ihre Silberpfötchen hervor, die Kugeln des Traubenholunders und die grossen Knospen des Flieders wollen springen, der Stachelbeerstrauch hat sich schon mit frischem Grün bekleidet und auch jene Birkengruppe hat einen grünen Anflug.

Wir treten hinaus ins Freie und folgen dem Bächlein, das sich durch das Thal schlängelt. Der Landmann hat die schönen Tage benutzt, um das Sommergetreide und den Frühlein zu säen und die Kartoffeln zu legen; die Felder mit Wintersaat aber erfreuen jetzt das Auge durch ihr frisches, saftiges Grün. Der Kranz der Wälder erscheint frischer, das hohe Gesenke hat hie und da seine weisse Winterdecke durchlöchert. Wieder wirbeln die Lerchen in der Luft, die Stare lärmen auf den Bäumen, die Goldammer, die ihr Hochzeitskleid angelegt haben, singen und locken unaufhörlich. Gelbe Citronenfalter, bunte Füchse

und prächtige Trauermäntel gaukeln im Sonnenschein, Sandläufer schwirren am Boden dahin, metallisch glänzende Laufkäfer eilen geschäftig über den Weg.

Die Wiese ist freilich noch grösstentheils fahlgelb, aber am Rande des Bächleins und der Quellen oder dort, wohin der Mensch in Gräben und Rinnen das Wasser leitet, liegen frischgrüne Inseln. Immer zahlreicher erscheinen die sanften Boten aus dem Pflanzenreiche. Hier ist ein Plätzchen weiss gesprenkelt von zierlichen Buschwindröschen¹⁾, die, von einem Lüftchen bewegt, uns wie zum Grusse zunicken. Wie regelmässig abgeschlossen ist der Bau der Pflanze! Auf dem dünnen Stengel sitzt nur eine weisse oder rosenroth angehauchte Blüte, ein Stück darunter umgeben den Stengel drei wieder dreifach zertheilte Blätter wie eine grüne Krause. Dort aus der grünen, überrieselten Insel leuchten die goldgelben Dotterblumen²⁾ hervor, deren kurze, kräftige Stengellglieder herzförmige, glänzende, saftiggrüne Blätter tragen. Den Rand des Wassergrabens säumen kleinere, gelbe Blütensterne, die des Scharbockskrautes oder feigwurzelligen Hahnenfusses³⁾, einer Pflanze, die eine Nachahmung

¹⁾ *Anemone nemorosa*. — ²⁾ *Caltha palustris*. —

³⁾ *Ranunculus ficaria*.

der Dotterblume im verkleinerten Massstabe bildet, leicht und bald abfallende Blumenblätter und einen Wurzelstock mit kleinen Knollen hat, was im Volke zur Meinung vom Getreideregen Veranlassung gegeben hat. Aus dem sanften Abhange in einiger Entfernung vom Bächlein ragt eine Felsengruppe hervor, um welche sich verschiedenartiges Gesträuch angesiedelt hat. Dort leuchten uns wieder goldgelbe Blüten entgegen; es ist, als wären alle Blüten in die Farbe der strahlenden Frühlingssonne getaucht. Es sind gelbe Anemonen¹⁾, Schwestern des Buschwindröschens, nur mit goldgelben Blondköpfchen. Die angeführten Pflanzen zeigen, besonders in der Bildung der Blüten, eine gewisse Familienähnlichkeit, sie gehören zur grossen Ordnung der Hahnenfussgewächse oder Ranunculaceen, die man als die vollkommensten Pflanzen ansieht, da die einzelnen Theile der Blüte, die Kelch- und Blumenblätter, die Staubgefässe und Griffel mit den Fruchtblättern voneinander getrennt sind. Eine Schieferhalde, an welcher wir vorüberkommen, ist stellenweise ganz bedeckt mit den schöngelben Blütenköpfchen des Huflattichs²⁾. Auf einem grünen Rasenfleck steht, wie eine Schar harmloser Kinder, eine Gruppe von kleinen, netten Massliebchen oder Gänse-

¹⁾ *Anemone ranunculoides*. — ²⁾ *Tussilago Farfara*.

blümchen¹⁾. Sie blühen vom ersten Frühling bis zum späten Herbst und sind uns, sowie der Huflattich, Vertreter der artenreichsten Pflanzenfamilie, der Korbblütler oder Compositen. Bei diesen sitzen viele kleine Blüten auf einem gemeinschaftlichen Blütenboden, der gewöhnlich von einem Kranze von Strahlenblüten umgeben ist. Am Wiesenrand, wo das Wasser in seichten Lachen steht, sehen wir röthliche Kolben aus der Erde hervordringen; es sind die fleischigen Blütenstengel der Pestwurz²⁾, welche vor den Blättern erscheinen, während diese im Sommer die Grösse von Sonnenschirmen erreichen. Im Strauchwerk am Bachesrand erblicken wir eine allgemein bekannte Frühlingsblume, den Himmelsschlüssel³⁾, dessen goldener Schlüsselbart uns den Frühlingshimmel gleichsam aufschliesst. Auch finden wir dort das Goldmilzkraut⁴⁾ mit den zierlichen, nierenförmigen, schön gekerbten Blättern und den kleinen, gelben Blüten, welche von kleinen, gelblichgrünen Blättchen umgeben sind.

Wir folgen dem Bächlein in den Wald. Im Erlengebüsch blühen Lungenkraut⁵⁾ und Waldveilchen⁶⁾; hier finden wir bei näherem Zusehen das kleine, sonderbare Moschusblüm-

1) *Bellis perennis*. — 2) *Petasites officinalis*. — 3) *Primula clatior*. — 4) *Chrysosplenium alternifolium*. — 5) *Pulmonaria officinalis*. — 6) *Viola silvatica*.

chen¹⁾, das nach Moschus duftet, zierliche Blätter und ein gipfelständiges Blütenköpfchen trägt, das gewöhnlich aus fünf kleinen, grünlichen Blüten besteht, von denen eine die Spitze einnimmt, während die vier anderen vier kleine Schilder an den Seiten bilden. Noch eine andere Pflanze mit grossen, nierenförmigen Blättern und glockenförmigen, trüb-violetten, fast in der Erde versteckten Blüten zieht unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Es ist die Haselwurz²⁾, die wie ein Fremdling erscheint, und in der That hat die zahlreiche Verwandtschaft derselben, die Familie der Osterluzeigewächse³⁾, ihre Heimat im heissen Erdgürtel. Jetzt steigt der Waldboden an, das Bächlein bildet kleine Wasserstürze. Da raschelt es im vorjährigen, dünnen Laub auf der sonnigen Lehne; eine Ringelnatter schlängelt sich rasch mit erhobenem Kopfe, der zwei gelbe Mondflecken trägt, durch das Gestrüpp und verschwindet in ihrem Versteck. Nun sind wir bei einer Felsgruppe angelangt; hier kommt unser Bächlein aus einer dunklen Höhle ans helle Tageslicht. Ein bemooster Block eignet sich vortrefflich zum Ruhesitz. Von hier haben wir einen schönen Ausblick über die grünen Baumgipfel hinaus in die

¹⁾ *Adoxa Moschatellina*. — ²⁾ *Asarum europaeum*. —

³⁾ *Aristolochiaceae*.

Hügelgegend, die vom Glanz der Frühlingssonne verklärt ist. Hier lauschen wir mit stillem Vergnügen dem Frühlingsconcerte der Waldvöglein und treten dann in klarer, heiterer Stimmung den Heimweg an.

Auf unserem zweiten Spaziergange haben wir die Überzeugung gewonnen, dass das Werk des Frühlings wieder fortgeschritten ist, dass alles zur vollen Entfaltung bereit ist. Die Zahl der blühenden Gewächse hat sich vergrößert, Sträucher und Bäume tragen unzählbare Knospen und Augen und, wenn die Witterung günstig ist, prangen sie gegen das Ende des Monats im grünen Frühlings schmucke. Manchmal ist aber die zweite Hälfte des April bei nordöstlichen Luftströmungen kühl und frostig; dann bleibt auch die Entwicklung der Pflanzen längere Zeit auf einem Punkte stehen. Auch der Mai ist in seiner ersten Hälfte oft noch recht unfreundlich und bringt manchmal noch Schneefälle selbst im letzten Drittel mit sich. Diese sind aber weniger gefährlich als die Fröste bei eintretender Ausheiterung in den Tagen der gefürchteten Eismänner.

Endlich ist die letzte Gefahr vorüber, nun wird das Versäumte bald nachgeholt, nun geht die Entwicklung umso rascher vor sich. Die zweite Hälfte des Mai und die erste Hälfte des Juni sind die wahre, schöne Frühlingszeit.

Es ist gegen Ende Mai. Einige Wochen haben Wunder gewirkt. Im Garten grünt und blüht es; Strauch und Baum tragen den grünen Laubschmuck. Der Kirschbaum ist mit weissem Blütenschnee bedeckt und streut Flocke um Flocke hernieder. Das Starweibchen auf demselben trägt fleissig zu Neste, das Männchen aber singt in heller Frühlingslust. Nun schallt auch sanfterer Gesang aus den Laubkronen, denn jetzt sind auch die zarteren Sänger alle da. Zwar die grössten Gesangskünstler, Nachtigall und Sprosser, halten sich nur in den wärmeren Thälern des Gesenkes auf; doch gibt es vortreffliche Sänger genug, welche auch die höheren Theile des Gesenkes nicht meiden. Besonders sind es die verschiedenen Arten von Grasmücken, welche durch ihren zarten, flötenden Gesang unsere Gärten und Gebüsche beleben. Hier schlüpft die gemeine oder Dorngrasmücke, die wir an ihrer schlanken Gestalt und dem langen Schwanz erkennen, behend durch das Gebüsch, steigt jetzt singend und flatternd empor, dann stürzt sie sich rasch auf einen Busch hernieder. Eine vortreffliche Sängerin ist die Gartengrasmücke, unscheinbar, oben olivengrün, unten hellgrau, an der Kehle weisslich, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend die lange Melodie ihres sanften, doch abwechslungsreichen Gesanges

vorträgt. Aus einem dichten Gebüsch erschallt ein reiner, lauter, flötenartiger Gesang in kurzen Absätzen, dem wir mit besonderem Vergnügen lauschen. Die Sängerin, welche mit Recht hoch geschätzt und von manchen der Nachtigall gleichgestellt wird, ist die schwarzköpfige Grasmücke oder das Schwarzplättchen. Hoch oben in der Krone einer Silberpappel sitzt ein kleiner, oben graugrüner, unten blass schwefelgelber Sänger, dreht das Köpfchen und singt mit einer Kraft, die man dem Vögelchen nicht zutrauen sollte, dass es weithin schallt, bald angenehm, bald auch kreischend. Es ist der Gartensänger, gewöhnlich Spotter genannt, weil er die verschiedensten Töne anderer Vögel in seinen Gesang mengt. Das ist nun ein Grünen und Blühen, ein fröhliches Singen, Schwirren und Zwitschern im Garten vom ersten Morgengrauen bis zum Einbruch der Nacht!

Durch die Strassen der Stadt schiessen rothbrüstige Rauchschwalben und unterseits weisse Hausschwalben, um die Kirchthürme kreisen mit gellendem Geschrei die fluggewandten Thurmsegler, wahre »Segler der Lüfte«, die so ziemlich regelmässig am 1. Mai erscheinen und am 1. August wieder abziehen. Vom Dache herab begrüsst uns das zutrauliche Hausrothschwänzchen mit höflichen Bücklingen.

Wir haben die letzten Häuser der Stadt hinter uns gelassen, vor uns liegt die Landschaft im Frühlingsschmucke. Die Ortschaften, die sich im Thale aneinanderreihen, blicken jetzt freundlich aus dem blühenden Kranze der Obstbäume hervor, die Wiesen sind mit frischem Graswuchs bedeckt, die Abhänge der Hügel und Berge sind in verschieden grüne Felder getheilt, nur die Rücken und Häupter des hohen Gesenkes sind noch fahl und hie und da weiss gefleckt. Vogelsang ertönt von jedem Busch und Baum, alles grünt und blüht, überall herrscht frisches, frohes Leben, Glanz und Farbe, Freude und Lust.

Indem wir das Wiesenthal quer überschreiten, bemerken wir, dass die Buschwindröschen und Dotterblumen schon grösstentheils verblüht und die gelben Maiblumen¹⁾ und die weissen oder röthlich angehauchten Wiesen-schaumkräuter²⁾ an ihre Stelle getreten sind. Den Rand des Wiesengrabens säumt die Brunnenkresse³⁾ mit ihren weissen Blütentrauben. Diese beiden können uns als Vertreter der sehr zahlreichen Familie der Kreuzblümler⁴⁾ dienen, die in Europa an 200 Arten hat und der ein Sechstel der ganzen europäischen Flora angehört. Vier Kelch- und

¹⁾ *Taraxacum officinale*. — ²⁾ *Cardamine pratensis*. —

³⁾ *Nasturtium officinale*. — ⁴⁾ *Cruciferae*.

Blumenblätter, kreuzförmig gestellt, und Schotenfrüchte kennzeichnen diese Familie.

Wir schlagen nun einen Weg ein, der quer durch die Felder zum Bergwald hinaufführt. Aus den grünen Saatfeldern steigen Hunderte von Lerchen in die blaue Luft und preisen die Frühlingsherrlichkeit. Der Feldrain ist mit Blumen bunt gestickt. Stramm und straff steht der Günsel¹⁾ mit seinen blauen Blütenquirlen, aus dem Grase leuchten die goldenen Röschen des Frühlingsfingerkrautes²⁾, der sonnige Abhang leuchtet ganz purpurroth von den Blüten des Katzenpfötchens³⁾, das man das Edelweiss des Hügellandes nennen könnte. Eine Günselpflanze müssen wir uns aber etwas näher betrachten, da sie uns wieder eine der grössten Pflanzenfamilien vertritt, nämlich die der Lippenblütler⁴⁾, so genannt, weil die röhrenförmige Blumenkrone oben um den weiten Schlund lippenförmig gestaltete Blumengipfel trägt. Quirlförmig gestellte Lippenblumen, zwei längere und zwei kürzere Staubgefässe, vier Fruchtknoten mit einem Griffel, vierkantige Stengel mit paarweise gegenüberstehenden Blättern kennzeichnen diese Familie, zu der auch die Minze, der

¹⁾ *Ajuga reptans*. — ²⁾ *Potentilla verna*. — ³⁾ *Gnaphalium dioicum*. — ⁴⁾ *Labiatae*.

Lavendel, der Thymian, die Taubnessel u. a. gehören.

Aus den Feldern erhebt sich eine sanfte Bergkuppe, deren Abhänge mit Feldstreifen und Gras bedeckt sind, während der Gipfel verschiedenartiges Gebüsch und ein Lärchenwäldchen trägt. Wir steigen zum Gipfel empor und bleiben jetzt überrascht und verwundert stehen, denn wir sind in einen wahren Blumen-garten gerathen. Zahlreich stehen Pflanzen mit gelben und purpurrothen Blüentrauben umher, die uns einigermaßen an Hyacinthen erinnern. Die Blüten haben Unterlippen mit einem langen Sporn, der Samenstaub liegt in zwei Höhlen im Mittelpunkte der Blüte, der Wurzelstock trägt Knollen. Es sind Knabenkräuter oder Orchideen, die ein fremdartiges Aussehen haben und deren wahre Heimat der heisse Erdgürtel ist, wo sie in den prächtigsten Farben und sonderbarsten Formen als Schmarotzerpflanzen auf Bäumen leben. Sieh hier im Gebüsch das Maiglöckchen¹⁾, das Zarteste und Lieblichste, was der Mai an Zartheit und Lieblichkeit der Farbe, der Form und des Duftes hervorbringt. Die Kuppe neigt sich auf der andern Seite zu einer Bergwiese hinab. Hier haben wir eine neue Überraschung: auf der Wiese stehen gruppenweise herrlichblaue

¹⁾ Convallaria majalis.

Blumen, Frühlingsenziane¹⁾), in deren Kronen sich das schönste, tiefste Blau des Maihimmels herabgesenkt zu haben scheint.

Jenseits der Wiese erhebt sich ein Berg-
rücken, der mit Nadel- und Laubwald bewach-
sen ist. Die zartgrünen Lärchen, die Buchen,
Eschen, Espen und andere Laubbäume mischen
jetzt ihr helleres Grün in das dunklere des
Nadelwaldes, die Fichten haben frische, licht-
grüne Sprossen angesetzt, der Wald ist jetzt
erfüllt mit milder Frühlingsluft und kräftigem
Harzduft und durchtönt von dem vielstim-
migen Gesang der Vögel. Tief aus dem Walde
tönt der Ruf des scheuen Kuckucks, Tambour
Specht schlägt einen lauten, lustigen Trommel-
wirbel auf einem dürrer Aste, grossäugige
Eichhörnchen mit buschigem Schwanz klettern
munter und flink im Buchengezweige. Der
Weg führt uns am Bergabhänge durch den
lichtgrünen, von der Frühlingssonne verklärten
Buchenwald hinauf zur Höhe des Bergrückens,
der dort rasch zu einem Thale abfällt, das von
einem munteren Bächlein durchrauscht wird.
Die zierlichen, weissen Blüten des Waldmeisters
überziehen ganze Strecken, selbst die Burg-
ruinen auf der Höhe werden vom Frühling
mit frischem Leben umspinnen. Freudig eilen
unsere Blicke hinaus durch das frühlingsgrüne

¹⁾ Gentiana verna.

Thal in die Ebene, über die Berge, Hügel und Wälder, die alle von dem belebenden Athem des Frühlings verjüngt sind. Und wie unsere Blicke in die Ferne schweifen, verlieren sich auch unsere Gedanken in ferne Zeiten. Die Kindheit und Jugendzeit tritt uns vor die Seele und — so ist des Menschen Herz — während es soeben noch frühlingsfroh und lebensfreudig klopfte, zuckt es jetzt schmerzlich zusammen, da wir der Lieben gedenken, deren Augen sich für immer geschlossen haben und die junge Frühlingspracht nicht mehr schauen können. Gesammelt und ernster gestimmt kehren wir in unser Heim zurück.

In der ersten Hälfte des Juni steckt auch der Kastanienbaum seine aufrechten Blütenkerzen auf, so dass er einem geschmückten Christbaume gleicht, die Eberesche bedeckt sich mit grossen, starkkriechenden Blütentrauben, der Flieder duftet im Garten, nur die Akazie belaubt sich erst.

Von den sanften Berggehängen ziehen sich die verschieden grünen, langen Streifen der Getreide- und Flachsfelder herab, auf den Feldrainen blühen die verschiedensten Blumen im bunten Gemisch: blauer Ehrenpreis, rothe und violette Kreuzblümchen, gelbe Hahnenfussarten, rauher Natternkopf, gelbe Habichtskräuter, grünlichgelbe Wolfsmilcharten;

grössere Strecken leuchten feuerroth von den Blüten der Pechnelken. Die Wiesen sind bedeckt mit dem unzählbaren Heere der Gräser, aus dem verschiedene blühende Gewächse hervorragen: goldgelbe Hahnenfussarten, brennendrothe Lichtnelken, weissstrahlige Wucherblumen; den Rand des Wiesengrabens säumt das zarte himmelblaue Vergissmeinnicht, das Sinnbild treuen Andenkens. Am Rande der Wiese steht ein Mädchen, anmuthig und jugendfrisch, ein Abbild des Frühlings, zupft die Strahlen einer Wucherblume aus und lispelt vor sich hin: »Er liebt mich vom Herzen.« Der Frühling ist in ihr Herz eingezogen. Jetzt steigt der Frühling auch in das hohe Gesenke hinauf, schmückt die Matten mit Grün und lässt manches hübsche Gebirgsblümlein erblühen: blaue Gentianen, goldgelbe Trollblumen, weisse Berghähnlein u. a. m.

Die zweite Hälfte des Juni bildet den Übergang zum Sommer. Die Roggenfelder wogen in silbergrauen Wellen, die Streifen der Haferfelder erscheinen saftgrün, die der Flachsfelder lichtgrün. Der Vogelgesang verstummt mehr und mehr, die Zeit der Blüte geht zu Ende, die Zeit der Reife naht heran.

Der wunderbare Reiz des Frühlings liegt in dem allmählichen Erwachen der Natur aus der Winterstarrheit, in der Entfaltung und

Entwicklung der unzähligen Lebenskeime bis zur vollen Blüte, in der jugendlichen Frische, die wie ein zarter Hauch über die Natur ausgebreitet ist. Die grosse Lebensweckerin ist die Sonne. Wärme, Feuchtigkeit und Luft schwellen die Keime und erregen in ihnen verschiedene chemische Vorgänge, Zelle reiht sich an Zelle, Verwandlung folgt auf Verwandlung, es bildet sich der Wunderbau der Pflanze vom kleinsten Blümchen bis zum höchsten Baume. Mit freudigem Erstaunen sehen wir diese Verwandlungen vor unseren Augen sich abspielen und jeden Tag neue Wunder bringen. Das ist wohl eine der edelsten Früchte der Naturbeobachtung und Naturerkenntnis, dass wir die Schöpfung umso wunderbarer, grösser und herrlicher finden, je mehr wir sie kennen lernen.

Allmählich und unauffällig vollzieht sich der Übergang vom Frühling zum Sommer. Dieser vollendet das vom Frühlinge begonnene Werk und bereitet für ein künftiges Leben vor. Die grösste Wärme tritt erst in der zweiten Hälfte des Juli ein, obwohl die Sonne schon um den Johannistag ihren höchsten Stand am Himmel erreicht hat und die Johannisfeier von allen Anhöhen den Sieg des Sommers über den Winter verkündigt haben. Die Ursache liegt darin, dass die Wärmeaufnahme

der Erde während des langen Tages die Wärmeausstrahlung während der kurzen Nacht bedeutend überwiegt. Trägt zwar der Sommer im allgemeinen den Charakter des gereiften, männlichen Ernstes an sich, so fehlt es doch auch nicht an Aufregung und Kampf. Der Luftraum ist besonders im Sommer der Schauplatz jener grossartigen, gewaltigen elektrischen Erscheinung, die wir Gewitter nennen.

Ist auch der Frühling die eigentliche Blütezeit, so bringt doch auch der Sommer neue blühende Pflanzen mit sich. Im Garten schmückt sich in der ersten Hälfte des Juli der schwarze Holunder mit weissen Schirmtrauben, der Jasmin duftet, die Akazie (Robinie) ist mit weissen Blüentrauben behängt. Ist in der Ebene der Juni der Rosenmonat, so ist im Gesenke erst im Juli die Rosenzeit. Die Linden stehen erst in der zweiten Hälfte des Juli und im August in voller Blüte, während Heckenkirschen und Traubenholunder bereits rothe Beeren tragen. Selbst die Hecken schmücken sich mit wilden Rosen und Brombeerblüten. Auf den Rainen erlischt das Roth der Pechnelken, dafür kommen die blauen Glockenblumen jetzt zur vollen Geltung, Wucherblumen, Scabiosen und Hartheu blühen in Menge, die Steinnelke beginnt ihre brennend-rothen Blüten zu öffnen. Im August trägt auch

der hohe, farnblättrige Rainfarn¹⁾ grosse Schirmtrauben von gelben, strahlenlosen Korbblüten.

Anfangs Juli fällt das Heer der Gräser auf den Wiesen der Sense des Mähers zum Opfer und viele fleissige Hände sind damit beschäftigt, die duftende Heuernte rasch zu bergen.

Die Felder mit blühendem Flachs gewähren jetzt einen hübschen Anblick. Der Winterroggen steht mannshoch, wogt, vom Winde bewegt, in graugrünen Wellen und raucht vom Blütenstaub. Die blaue Kornblume²⁾, die purpurrothe Kornrade³⁾ und die scharlachrothe Klatschrose⁴⁾, dem Landmanne zwar nicht sehr willkommen, erfreuen doch das Auge durch ihre lebhaften Farben.

Unscheinbar ist die grosse Familie der Gräser, zu der auch die Getreidearten gehören, und doch ist mit dem Anbau dieser nahrungspendenden Pflanzen unsere ganze Cultur auf das innigste verbunden. Im Saatfelde wuchs und entfaltete sich die Blume milder Menschlichkeit.

Heller Wachtelschlag erschallt aus dem Halmenwalde; auch das Locken der Rebhühner

¹⁾ Tanacetum vulgare. — ²⁾ Centaurea Cyanus. —
³⁾ Lychnis Githago. — ⁴⁾ Papaver Rhoeas.

hört man, besonders gegen Abend. Ein Volk Rebhühner, die Alten mit ihren Jungen, bieten ein Bild zärtlichen Familienlebens. Der Hahn wacht, warnt vor jeder Gefahr und sucht sie abzuwenden; die Henne führt die Jungen, lehrt sie die Nahrung suchen und sich bei Gefahr verstecken.

Gegen Ende Juli beginnen die Roggenfelder zu bleichen, der Flachs ist herangewachsen. In den wärmeren Thälern um die Mitte des Juli, auf den Hochflächen anfangs August und mit zunehmender Höhe auch später beginnt die Ernte und dauert in den September hinein; der letzte Hafer wird oft erst im October eingebracht oder auch manchmal von einem Schneefalle auf dem Felde überrascht. Der Flachs wird gerauft und dann zur Röste auf den Feldern ausgebreitet. Jetzt hat der Landmann vollauf zu thun, denn nur eine kurze Zeit steht ihm zur Ernte und zum Wiederaufbau zur Verfügung.

Schon in der zweiten Hälfte des August machen sich Anzeichen des nahenden Herbstes bemerkbar. Die Luft wird kühler, drückende Schwüle und Gewitter treten selten mehr ein. Die Haufenwolken des Sommers verschwinden, der Himmel ist heiter oder hie und da mit leichten Wolkenstreifen überzogen, die Ferne ist öfters von zartem Duft verschleiert.

Die eigentliche, angenehme und schöne Herbstzeit bilden der September und häufig auch noch die erste Hälfte des October. Da folgt oft ein sonnenheller Herbsttag durch längere Zeit auf den andern. Die frische Herbstluft athmet sich so angenehm und ruft uns die schöne Frühlingszeit ins Gedächtnis zurück; doch die Schwalben, die sich zur Südreise sammeln, erinnern uns daran, dass die schönen Tage zu Ende gehen. Der Herbst zeigt zwar ein ruhiges, mildes Antlitz, doch ist schon ein wehmüthiger Zug in demselben zu bemerken.

Ein schöner Tag gegen das Ende des Monats September fordert uns zu einem grösseren Spaziergange auf und wir schlagen denselben Weg ein, den wir im Mai gegangen sind. Damals erwachte die Natur zu neuem Leben, jetzt versinkt sie in sanften Schlummer; damals entfalteten sich unzählige Blüten in bunter Farbenpracht und fröhlicher Vogelgesang durchtönte die Luft; jetzt verblüht Blume um Blume, verlischt Farbe um Farbe, verklingt Ton um Ton.

Im Garten blühen die letzten Blumen, buntstrahlige Asten und mattgelbe Strohblumen. Die Obsternte fällt in den höheren Lagen ziemlich spärlich aus, in den wärmeren

Thälern aber gedeiht auch edleres Obst in grösserer Menge.

Wir treten ins Freie. Da liegt die Landschaft vor unseren Blicken im milden Glanze der Herbstsonne: das Wiesenthal mit seinen Ortschaften, rechts und links die sanften, theilweise bewaldeten Berglehnen, im Hintergrund ein niedriger Bergzug mit Laub- und Nadelwald, hinter diesem die höheren Bergzüge mit dunklem Nadelwald. Das Wiesenthal ist noch grün, die Bäume, welche den Lauf des Bächleins bezeichnen, tragen theilweise noch grünes Laubwerk, wie die Erlen und Weiden, theilweise aber bunte, grün, gelb und roth gefärbte Kronen, wie die Ahorne und Linden. Herden von Rindern und Ziegen weiden auf den Wiesen. Dort blühen einzelne Sommerblumen noch fort, wie die Flocken- und Orakelblume, manche Frühlingspflanzen entwickeln zum zweitenmale Blüten, wie das Frühlingsfingerkraut und das Massliebchen; doch bringt der Herbst nicht viele, aber noch einige ihm eigenthümliche Blumen hervor. Hier auf einer feuchten Stelle blüht die Herbstzeitlose¹⁾, ein Liliengewächs mit schönrosenrothen, grossen Blüten, das aber erst im nächsten Jahre Blätter treibt und den Samen reift. Sie enthält ein heftiges Gift, das aber in der Hand des

¹⁾ Colchicum autumnale.

Arztes zum vortrefflichen Heilmittel wird. Daneben stehen truppweise Pflanzen mit weissen, grüנגeaderten, ziemlich ansehnlichen Blüten und herzförmigen Blättern: es sind Parnassien¹⁾. Nicht weit davon finden wir ein verzweigtes Kräutchen mit zierlichen, weissen, purpurroth und gelb getupften Blüten, den Augentrost²⁾, der wohl schon im August erscheint, aber bis spät in den Herbst hinein blüht.

Wir nehmen den Weg quer durch die Felder zur Bergkuppe hin. Da sieht man viele Menschen damit beschäftigt, die für das Gesenke so wichtige Kartoffelernte einzuheimsen; einzelne sind mit dem Einbringen des Hafers, dem Ausbreiten des Flachses und der Bearbeitung der Felder beschäftigt. Stare streifen in grossen Flügen umher und durchschwirren sausend die Luft. Jetzt lässt sich die schwarze Wolke auf das Brachfeld nieder; da erhebt sich ein Lärm, Geschwätz und Gezwitscher, welches wahrhaft ohrenbetäubend ist. Feldlerchen fliegen auf, doch steigen sie nicht mehr hell trillernd in die Luft, sondern rufen nur leise wie zum Abschiede. Hänflinge, Finken und Bachstelzen streifen scharenweise umher. Die lustigen Feldmusikanten, die Heu-

¹⁾ *Parnassia autumnalis*. — ²⁾ *Euphrasia officinalis*.

schrecken, fiedeln und surren noch immer mit unermüdlicher Ausdauer.

Der Rain ist noch nicht gar so arm an Blumen. Da blühen noch blaue Glockenblumen, rothe Steinnelken, duftender Thymian, gewürzhafte Schafgarben, goldgelbes Fingerkraut. Ganze Strecken sind jetzt bedeckt von dem zierlichen Heidekraut mit den zarten, rosenrothen Blüten und den dachziegelartig übereinanderliegenden, immergrünen Blättchen. Hie und da hat der Herbst kleine Körbchen aufgestellt, bei denen sich auch Gäste einfinden, plumpe, borstige Hummeln, die von den Süßigkeiten naschen. Diese Körbchen liefert die stengellose Eberwurz¹⁾, deren sammtbrauner Blütenboden von einem silberglänzenden Strahlenkranze umgeben ist. Plötzlich knallen einige Schüsse rasch nacheinander; eine Kette Rebhühner ist dort aufgestanden, ein erschrecktes Häslein eilt flüchtig in entgegengesetzter Richtung davon und entgeht diesmal den Jägern, deren Aufmerksamkeit nur auf die Rebhühner gerichtet ist.

Wir sind auf die uns wohlbekannte Bergkuppe hinaufgestiegen. Hat sie uns im Frühlinge einen reichen Strauss von Blumen gereicht, so bietet sie uns auch jetzt noch die hübschen Sträusschen des violetten deutschen

¹⁾ *Carlina acaulis*.

Enzians ¹⁾. Vor uns liegt die Gegend im sanften Schein der Herbstsonne ausgebreitet. Die Felder haben ihren Reichthum an Getreide und anderen Früchten, die Wiesen ihr Heu, die Bäume ihr Obst als Vorrath für den Winter geliefert, die Erde, diese sorgsame Mutter, hat ihre Kinder versorgt, sie ist aber auch schon wieder für das nächste Jahr vorbedacht gewesen. Ein Theil der Äcker hat schon wieder den Samen des Wintergetreides in seinen Schoss aufgenommen, aus dem die Saat in röthlichen Keimen hervorsprosst. In den Wurzelstöcken der Gräser, in den Zwiebeln und Knollen bergen sich unzählige schlummernde Keime. An den meisten Sträuchern und Bäumen haben sich Knospen für die Blätter und Blüten des nächsten Jahres vorgebildet, an den Haselstauden, Birken und Erlen hängen schon wieder die Blütenkätzchen für den kommenden Frühling.

Nun steigen wir hinauf zum Bergwald. Dieser trägt jetzt ein schmuckes, buntes, doch nur zu bald vergängliches Herbstkleid. In seinen Hallen ist es ziemlich stille geworden; nur die Meisen rufen munter, fein und hell; jetzt kreischt ein Häher laut auf, ein Schwarzspecht mit dem feuerrothen Käppchen fliegt in Wellenlinien über die Waldblösse, indem

¹⁾ *Gentiana germanica*.

er laute, jauchzende Rufe ausstösst, Wildtauben girren und rucken. Das Eichhörnchen hat jetzt seine guten Tage, denn die samenreichen Tannenzapfen, die aufspringenden Bucheckern, die braunen Haselnüsse liefern ihm jetzt wahre Leckerbissen; doch vorbedäch-
tig sammelt es auch Vorräthe für den Winter und legt seine Speicher in Baumlöchern, unter Baumwurzeln und Steinen oder in einem seiner Nester an.

Nun lebe wohl, du schöner Wald! Fast will uns bange werden, indem wir von dir Abschied nehmen. Bald wird deine Farbenpracht verwelkt sein, bald werden dich Stürme durchbrausen und die Bäume werden wie im tiefsten Schmerze sich winden und ächzen.

Gewöhnlich ist der October, wenigstens in seiner ersten Hälfte, heiter und angenehm. Die Vergilbung der Blätter, besonders an Ahornen, Buchen, Birken und den meisten Sträuchern, nimmt zu, die Lärchen sind wie von einem zartgewebten, röthlichgelben Schleier umwallt, während Eschen, Linden, Erlen und Weiden noch grün bleiben. Die Wintersaaten bilden frischgrüne Streifen unter den Brachen, Vogelscharen streifen umher, einzelne Pflanzen blühen selbst noch.

Glänzten manchmal schon im September Dach und Wiese am Morgen silbern von Reif,

so ist dies im October öfter der Fall; wenn dann eine Nacht einen stärkeren Frost bringt, so fallen die erstarrten Blätter rasch von den Bäumen, so dass diese immer kahler werden. Einige regnerische, unfreundliche Tage bereiten uns auf Ärgeres vor; so kommt der November heran.

Dieser ist ein Übergangsmonat, bald trübsinnig, still und düster, bald stürmisch und aufgeregt. Graue Nebel lagern sich auf den Fluren und entziehen uns wochenlang den Anblick des Gebirges. Öde und einsam ist es auf den Feldern geworden, der Landmann hat dort seine Arbeit vollendet. Man hört nur den taktmässigen Drescherschlag oder das Summen der rasch arbeitenden Dreschmaschine. Statt des freudigen Gesanges der Feldlerchen ertönt der schrille Schrei der Haubenlerchen und das rauhe Gekrächze der Saat- und Nebelkrähen. Bald braust der Sturm über die Felder und durch die Wälder dahin und reisst mit rauher Hand die letzten Blätter von den Bäumen. Der Regen klatscht hernieder und mischt sich endlich mit Schnee, so dass der Boden mit einem wässerigen Schneebrei sich überzieht. Doch endlich dreht sich der Wind gegen Osten, die Kälte wird grösser, in der Nacht fällt Schnee, am Morgen sehen wir zu unserer freudigen Überraschung die Gegend in ein

reines, weisses Kleid gehüllt: der Winter ist angebrochen.

Der Winter ist eine Zeit der Ruhe, in welcher die Natur Kraft zu neuem Leben sammelt. Unter der Schneedecke schlummern die Pflanzen, laub- und leblos stehen Bäume und Sträucher, das Bächlein schleicht unter einer Eisdecke dahin, vereinsamt ist das Luftmeer. Die meisten Insecten sind zur Ruhe gegangen, die Mehrzahl der Vögel hat uns verlassen, die Frösche haben sich in den Schlamm vergraben, Eidechsen und Schlangen sich in tiefe Löcher zurückgezogen. Die Fledermäuse haben sich an geschützten Örtern kopf- abwärts aufgehängt, der Igel hat sich verkrochen, das Eichhörnchen hat seine Winterwohnung bezogen und sorgfältig verstopft, die Haselmaus, der Siebenschläfer und der Dachs haben sich warm gebettet: sie alle schlafen den langen Winterschlaf. Doch auch im Winter schlagen die Lebenspulse, nur langsamer und schwächer.

Hat der December auch noch trübe, nebelige oder auch stürmische Tage mit Schneegestöber, ja tritt gelegentlich auch einmal Thauwetter ein, so bringt er doch auch heitere und schöne Wintertage. Einen solchen benützen wir, um im Freien Umschau zu

halten. Im Garten sind die Bäume mit den Silbernadeln des Rauhreifes behängt, sie tragen anstatt der grünen Belaubung zarte, glitzernde Kronen, manche gleichen grossen, weissen Korallenstöcken. Auf einer Erlengruppe hat sich ein Vogelschwarm niedergelassen: flinke Zeisige, bunte Stieglitze und rothbrüstige Gimpel. Auf einer Eberesche bemerken wir grössere, schönbefiederte, schopfige Vögel, die feine, trillernde, wie »Rhiss« klingende Lockrufe ausstossen. Es sind Gäste aus dem hohen Norden, Seidenschwänze, vom Volksmunde »Frieser«¹⁾ genannt, welche in manchen Wintern dem Gesenke oder vielmehr den rothen Ebereschbeertrauben, die sie dort finden, ihren Besuch machen.

In den Strassen der Stadt suchen Sperlinge, Ammer und Haubenlerchen ihre spärliche Nahrung; auch einige Dohlen sind zurückgeblieben und lärmen auf den Kirchthürmen.

Auf der Landstrasse geht es jetzt wieder lebhafter zu. Schlitten fliegen auf der glatten Schneebahn rasch dahin, das Schellengeläute durchtönt das Thal, die Stimmen und Laute sind jetzt deutlicher und weiter vernehmbar,

¹⁾ friesen — frieren.

da die gleichmässige Schneedecke den Schall stärker zurückwirft. Auf dem Teiche neben der Strasse erfreut sich die Jugend am stärkenden Eislaufe.

Wir steigen eine Anhöhe hinauf; dort machen wir halt und überblicken die um uns ausgebreitete Landschaft. Die Bodenwellen des niederen Gesenkes, im Frühlinge grün, im Sommer und Herbst verschiedenfarbig gestreift, sind jetzt einförmig weiss, nur hie und da dunkel gefleckt von Wäldern und Büschen. Die Kuppen und Rücken des hohen Gesenkes sind mit einer glänzendweissen Schneehülle bedeckt, unterhalb welcher sich der blaugrüne Gürtel der Wälder hinzieht.

Wir schlagen einen Weg ein, der uns in ein nach Süden offenes, tiefer eingeschnittenes und wärmeres Thal hinabführt. An der Quelle in der Nähe des Waldes fliegen einige Rebhühner auf; sie haben jetzt schlechte Zeiten, Hunger und Kälte sind ihre Begleiter; der Fuchs, der einen guten Bissen zu schätzen weiss, schleicht in der Nacht heran und holt sich ab und zu ein zartes Wildbret, so dass die Kette immer mehr zusammenschmilzt. Ein langohriges Häslein, das von dem frischen Gräslein an der Quelle genascht hat, flüchtet bei unserer Ankunft ins Gebüsch.

Wir treten in den Wald ein. Ist es auch hier winterlich und einsamer, so athmen wir doch tiefer und freudiger auf und unsere Augen werden getröstet durch das Grün der Tannen und Fichten. Dieses gibt uns die Gewissheit, dass das Pflanzenleben nicht erstorben ist, und wenn wir die gelben Schlüsselflechten an einem Baumstamme näher betrachten, so sehen wir, dass ihre kleinen, niedlichen Näpfchen sogar mit reifen Samen gefüllt sind. Auch einige Arten der fliegenden Waldbewohner trotzen dem Winter und harren bei uns aus. Auf einer Waldlichtung, die mit gemischtem Jungwald bestanden ist, herrscht rege Bewegung und munteres Leben. Lustige, bewegliche Meisen klettern an den Zweigen auf und ab, hängen sich unten an, schlüpfen und flattern umher; dabei halten sie eine gründliche Ablese der Insecteneier und Larven. Da ist die grosse Kohlmeise, am Scheitel und an der Kehle mit einem kohlschwarzen Fleck; dort bemerken wir die schmucke Blaumeise, die auf dem Kopfe und den Flügeln schön lichtblau ist; dazu kommen die Tannenmeise oder kleine Kohlmeise und die Schopfmeise. Es ist ein geselliges und dabei äusserst nützliches Völkchen, das auch gern Kameradschaft mit andern Vögeln hält. An einem Zweige hängen ein paar kleine, zierliche Vögelchen; das eine

trägt ein safrangelbes, das andere ein feuerrothes Käppchen: das safranköpfige und das feuerköpfige Goldhähnchen, unsere kleinsten Vögel. Jetzt fällt ein grösserer Vogel im buntesten Kleide auf der Lichtung ein; er klettert an einer Eberesche hinan und hackt dabei mit seinem Schnabel so kräftig in die Rinde, dass die Späne umherfliegen. Es ist ein Buntspecht, der alle Ritzen und Risse nach Insecten durchstöbert. Weiter abwärts treffen wir Holzarbeiter an, die mit dem »Holzrücken« und der Abfuhr des Holzes beschäftigt sind. Schellengeläute ertönt, Peitschen knallen, laute Rufe hallen durch den Wald. Neben unserem Wege läuft und hüpfet ein Bächlein dahin, verschwindet bald unter dem Eise, bald kommt es wieder zum Vorschein. Plötzlich schwirrt ein glänzend-blauer Vogel über demselben hin, nur wenige Augenblicke ist er sichtbar und dann verschwunden. Es ist der scheue Eisvogel, der an den offenen Stellen des cascadenreichen Wässerleins dem Fischerhandwerk obliegt.

Unser Nebenthal führt nun in das breitere, tiefere Hauptthal hinaus. Es dauert nicht lange, so kommen wir zu einer netten Försterei, die in einem geschützten Winkel, der Ausmündung eines kleinen Nebenthales, gelegen ist. Der Förster, ein kräftiger Mann mit hellen, scharfen Augen, empfängt uns herzlich und weiss uns

mancherlei zu erzählen. Nach einiger Zeit führt er uns in den Wald hinter der Försterei, während der Heger zwei grosse Heubündel mitschleppt. Wir bleiben stehen, der Heger aber geht noch ein Stück weiter und steckt dann das Heu in Raufen. Nicht lange dauert es, so kommen aus dem Walde geweihgeschmückte Hirsche, schmucklose Hirschkühe und Schmalthiere. Es gewährt Interesse und Vergnügen, das scheue Hochwild, das sich den Blicken des Menschen sonst so ängstlich zu entziehen sucht, nun in grösserer Zahl ganz in der Nähe beobachten zu können. Nachdem wir beim Förster noch einen Christbaum für Weihnachten bestellt haben, nehmen wir von ihm Abschied und treten den Rückweg an.

Der schönste Wintermonat ist der Jänner. Er bringt gewöhnlich eine Reihe heller Tage. Ruhe herrscht im Luftmeere, der Himmel ist bläulichgrün gefärbt, die weiten Schneegefilde schimmern im gold'nen Sonnenschein. Die Morgen- und Abendröthe breiten oft einen prächtigen Schleier über die weissen Berghöhen. Auch der Februar ist, wenigstens in seiner ersten Hälfte, gewöhnlich noch hell und kalt; dann aber wird er unruhig, die Luft ist oft stürmisch bewegt, Schnee wirbelt hernieder. Nebel und Thauwetter folgen besonders im

März, es beginnt der hartnäckige Kampf des Frühlings mit dem Winter, bis endlich der Frühling als Sieger seinen Einzug hält und ein neues, mannigfaltiges, reiches Leben sich entfaltet.

Sagen.

Im Gesenke sind noch mancherlei Sagen im Volke verbreitet. Die wissenschaftliche Forschung hat uns das Verständnis für die Sagen wieder erschlossen und gezeigt, dass viele derselben mit ihren Wurzeln in das altdeutsche Heidenthum zurückreichen, dass sie in ihrer Umhüllung häufig einen mythischen Kern in sich schliessen und daher geeignet sind, Licht über die germanische Götterwelt zu verbreiten. Es ist also der Mühe wert und ein Verdienst für die Wissenschaft, diese Sagen zu sammeln und aufzuzeichnen, damit sie dem Versinken in die Vergessenheit ent-rissen werden.

Hier sollen nur einige Sagen und Sagen-gestalten des Gesenkes behandelt und es soll auf deren Zusammenhang mit dem deutschen Alterthume hingewiesen werden.

Eine der ausgeprägtesten Sagengestalten des Gesenkes ist der See- oder Sinhirt. Die Sage weist ihm die weiten Wälder, welche den düsteren Moosebruch bei Reihwiesen um-

geben, als Aufenthalt an. Er ist klein von Gestalt, ähnlich einem »Kühjungen«, doch nimmt er auch andere Gestalten an. Gewöhnlich trägt er Leinwandhosen und ein blosses Hemd, mitunter eine Leinenjacke, ferner eine Brottasche an der Seite, eine Peitsche in der Hand. Oft erschreckt er den Wanderer durch seinen hohlen, unheimlichen Ruf »hohoho« oder »da her«. In den Moosebruch ist die Hunstadt versunken, grosse Schätze ruhen auf seinem Grunde, seltsame Fische schwimmen in demselben umher, er steht in Verbindung mit der Ostsee.

Einem Manne aus Schönberg, der die Schätze des Moosebruches heben wollte, erschien der Seehirt als Fischer und gab demselben ein Netz mit dem Bedeuten, es auszuwerfen und den Fang eiligst nach Hause zu tragen. Der Mann zog einen schweren Sack aus dem Teiche, eilte damit nach Hause und fand dort in dem Sacke einen — Eselskopf, unter jedem Zahne aber auch einen Goldgulden.

Einst kam ein stattlicher Reiter in die Gegend des Moosebruches und ersuchte einen Mann, den er dort traf, ihm den Teich zu zeigen und sein Pferd einige Zeit zu halten. »Ich werde,« sprach er, »jetzt in den Teich hinabtauchen. Steigt in einer Stunde weisser

Schaum auf, so werde ich grosse Schätze mitbringen und sie mit dir theilen; steigt aber rother Schaum auf, dann führe, ohne dich umzusehen, das Pferd hinweg und behalte es.« Hierauf stürzte sich der Fremde mit einem Stab in der Hand in die Tiefe. Nach einer Stunde stieg weisser Schaum auf, der Fremde tauchte aus dem Wasser empor, bestieg das Pferd und ritt eiligst davon, indem er dem Führer ein Beutelchen zuwarf. Als dieser in demselben nichts fand als erbsenähnliche Kügelchen, warf er es unwillig weg. Nach einiger Zeit erschien ein Unbekannter und gab ihm für das erst nach langem Suchen wiedergefundene Beutelchen einen mit Goldstücken gefüllten Beutel.

Der Seehirt erweist sich auch als Schützer der Pferde. Einst kam ein Fuhrmann mit einer schweren Last gegen den Moosebruch; dort war das Pferd trotz Zuruf und Peitschenhieben nicht mehr von der Stelle zu bringen. Da gieng plötzlich ein Männchen mit einer Peitsche in der Hand um das Pferd und sagte zum Fuhrmanne: »Dein Pferd wird nicht mehr weiter gehen, es hat ein Bein gebrochen. Gehe nach Reihwiesen, dort ist ein ähnliches Pferd billig zu kaufen. Den Wagen lasse nur unbesorgt stehen, es wird dir nichts gestohlen werden.« Der Fuhrmann begab sich nach

Reihwiesen und erhandelte dort das bezeichnete Pferd zu billigem Preise; das Männchen aber war mit dem anderen Pferde verschwunden.

Einst fischten einige Knaben im Moosebruchteiche. Da zog einer derselben einen schweren, kunstvoll gearbeiteten Binderschlägel heraus. Als er diesen in einem Gasthause zu Freiwaldau zum Verkaufe anbot, griff ein Bindermeister rasch nach demselben, schraubte ihn auseinander und fand darin ein Goldstück. Das war für ihn ein Zeichen, dass dies derselbe Schlägel war, den er einst seinem Sohne, als dieser die Wanderschaft antrat, gegeben und gut aufzubewahren geboten hatte. Wie der Schlägel in den Teich gekommen war, klärte sich nach einiger Zeit auf, als der Sohn zurückkehrte. Dieser erzählte, dass er auf der Ostsee Schiffbruch gelitten habe und dabei der Binderschlägel in das Meer versunken sei. Nun erinnerte man sich der alten Sage, dass der Moosebruch in Verbindung mit der Ostsee stehe.

Schon die angeführten Sagen lassen uns im Seehirten Züge erkennen, welche einerseits auf den Himmelsgott Wodan, andererseits auf den Gewittergott Donar hinweisen.

Wodan war der Gott des Himmels, der Vater der Götter, der Erwecker alles Lebens. Als Himmelsgott durchreitet er auf einem

Grauschimmel den Luftraum, angethan mit einem blauen Mantel, die Stirn von einem breiten Hute bedeckt. Er ist auch der Gott des Schlachtfeldes, der Verleiher des Sieges. Als Kriegsgott trägt er den Goldhelm, einen glänzenden Harnisch und Spiess. Er spendet den funkelnden Goldschatz, die Fülle des Heils und Segens. In seinem Himmel, der Walhall, nimmt er den Hochsitz ein; zwei Raben, Hugin und Munin, d. h. Gedanke und Erinnerung, flüstern ihm ins Ohr, was auf der Erde vorgeht. In die Walhall nimmt er die in der Schlacht gefallenen Helden auf; diese bilden seine Kampfschar, trinken mit den Göttern süssen Meth, essen das Fleisch des Ebers und unterhalten sich mit Kampfspielen. Man brachte dem Wodan Pferde, hie und da auch Esel zum Opfer; der letztere Umstand mag Veranlassung gegeben haben, dass man die Schlesier Eselsfresser schalt.

Der Seehirt nimmt bald eine unscheinbare Gestalt an, bald tritt er als stattlicher Reiter auf. Der Spiess ist in seiner Hand zur Peitsche und zum Stabe geworden. Er verfügt über die Schätze des Moosebruches und verleiht sie einzelnen Personen; er zeigt sich als Schützer der Pferde.

Die Sage vom Binderschlängel weist auf Donar hin. Dieser war der Gott des Gewitters,

der den rollenden Donner verursacht und den Blitzstrahl führt. Er trägt einen feuerrothen Bart und erzeugt den Sturmwind, wenn er in denselben bläst. Er fährt auf einem mit zwei Böcken bespannten Wagen und hat in der Hand seinen zermalmenden Hammer, der, auf die Erde geschleudert, immer wieder zu ihm zurückkehrt. Er ist der tapferste Vorkämpfer gegen die Riesen, zerspaltet die Felsen, spendet den Regen und wird so zum Gotte der Fruchtbarkeit. Der Donnerstag hat nach ihm den Namen. Der starke Bär, der Fuchs, das Eichhörnchen, das Rothschwänzchen mit ihrer Feuerfarbe, die blitzartig fliegende Schnepfe sind ihm heilig. Von Gewächsen sind ihm die starke Eiche, die Eberesche mit ihren feuerrothen Beeren, die Erbse und der Holunder mit den kugelrunden Früchten und die Hauswurz oder der Donnerbart geweiht. Dieses Gewächs wird noch heute im Gesenke häufig auf Dächern oder in der Nähe der Häuser gepflanzt, um dieselben vor dem Blitze zu schützen.

In dem herausgefischten Binderschlägel lässt sich Thors Hammer erkennen. Die in den Moosebruch versunkene Hunstadt ist eine Stadt der Riesen oder Hunen, welche Thor vernichtet hat.

Wodan als Gott des Luftraumes und Anführer der himmlischen Kampfschar ist in der Sage zum wilden Jäger geworden. Von diesem weiss das Volk im Gesenke noch mancherlei zu erzählen.

In Winternächten durchzieht der wilde Jäger mit seinem Gefolge unter lautem Jagdruf und bei Hundegebell die Gegend. Bei Lindewiese, Wilhelmsdorf und Thomasdorf sieht man bisweilen in mondhellen Nächten eine grössere Schattengestalt inmitten mehrerer kleinerer über die Felder dahinziehen, wobei lautes Hundegebell erschallt.

Bei Wigstadt hauste einst der wilde Jäger. Wenn die zehnte Abendstunde vorüber war, hörte man Hundegebell und Jagdrufe. Dies dauerte bis zwölf oder ein Uhr, dann war wieder alles still. Wer in der Zeit der Jagd im Freien war und nicht Dosten und Weissdorn bei sich trug oder sich auf einen Kreuzweg flüchten konnte, war verloren.

Bei Friedeberg war jedes Jahr in der Adventzeit der Nachtjäger zu hören; niemand wagte dann über Feld zu gehen. Als der Nachtjäger sich wieder einmal hören liess, gieng eine Magd trotz der früheren Warnung der Hausgenossen heimlich hinaus, hetzte den Haushund gegen denselben und kehrte dann, ohne etwas zu sagen, in die Spinnstube zurück.

Es dauerte nicht lange, da warf jemand ein Stück Fleisch zum Fenster herein mit den Worten:

»Hoste¹⁾ helfa jån²⁾,
Kännste helfa trån«³⁾.

Der erschrockene Hauseigenthümer wollte das Stück Fleisch wieder hinauswerfen, konnte es aber sammt Hausleuten nicht heben. Erst als ein Kreuz neben dem Hause errichtet worden war, konnte das Stück Fleisch entfernt werden, wobei man die Worte sprach: »Es ist noch keine Petersilie dabei.«

Eine Stelle im Vogteiwalde zwischen Hof und Bautsch wird das wüste Schloss oder das versunkene Waldschloss Wildenstein genannt. Darin hauste einst der Wildensteiner, der seinen Namen mit Recht führte. Einen Greis, der ein Wildschwein schlug, das ihm Feld und Garten verwüstete, liess er an das Geweih eines Hirsches binden, um ihn zu Tode zu schleifen. Da sprach der Greis einen Fluch über ihn aus, dass er schon morgen sterben und dann zu seiner Qual allnächtlich werde jagen müssen. Dies erfüllte sich. Als der Wildensteiner am nächsten Tage jagte, überfiel ihn ein furchtbares Gewitter, ein Blitzstrahl lähmte sein Pferd, ein aus einer Schlucht her-

¹⁾ Hast du. — ²⁾ jagen. — å ist ein Mittellaut zwischen a und o. — ³⁾ tragen.

vorbrechender Eber zerfleischte ihn selbst mit den Hauern. Seit dieser Zeit hört man dort den wilden Jäger. Der Wildensteiner hat grosse Ähnlichkeit mit Hans Hackelberg, von dem man Ähnliches in anderen Gegenden erzählt; in beiden erkennt man durch die Verhüllung den Himmelsgott Wodan.

Der Vogel Wodan's ist der kluge Rabe. Auf Wodan, »den Rabengott«, weist folgende Sage hin. Ein Mann in Woitzdorf (bei Friedeberg) besuchte seinen Nachbar zum Zeitvertreib; da gieng ein Fremder in das nicht verschlossene Haus, trat in die Stube und fieng dort in einem Buche zu lesen an. Um diese Zeit befiel den Hauseigenthümer eine sonderbare Unruhe, die ihn nach Hause trieb. Schon von ferne bemerkte er, dass viele Krähen auf dem Dachfirste sassen; auch an den Fenstern wimmelte es von den schwarzen Vögeln. Im Hause fand der Eigenthümer den fremden Gast, eifrig im Buche lesend. Er zog ihm das Buch weg und las so weit rückwärts, als jener vorwärts gelesen hatte. Da verschwand der Fremde und mit ihm verloren sich auch die unheimlichen Vögel.

Wodan ist der Spender des Goldes.

Viel weiss das Volk noch von verborgenen Schätzen und vom Schatzheben zu erzählen. An gewissen Tagen, wie am Palmsonntag,

Charfreitag, Ostermontag, öffnet sich die Erde dort, wo ein Schatz liegt, oder bläuliche Flammen zeigen denselben an. Beim Schatzheben darf kein Wort gesprochen werden; an dieser Bedingung scheitert gewöhnlich das Gelingen.

Einige Männer gruben bei Weidenau nach einem Schatze. Schon waren sie im Begriffe, den mit funkelnem Golde gefüllten Kessel zu heben, als ein Hase auf einem Butterstriezel daherritt und fragte: »Hab' ich noch weit in die Stadt?« — »Such' du uns in Patschke«¹⁾, antwortete einer der Schatzgräber — und der Schatz versank in die Tiefe.

In Gurschdorf bei Friedeberg gruben mehrere Personen nach einem Schatze. Schon merkten sie, dass der Schatz nahe sei, als ein dreibeiniger Hase an der Scheuer vorbeilief und sie neugierig ansah. Manchem sass ein Ausruf auf der Lippe, doch jeder bezwang sich noch zur rechten Zeit. Endlich erreichten sie den mit Gold gefüllten Kessel und wollten ihn heben. Da sprengte ein Reiter so rasch vorbei, dass die Luft sauste. Bald darauf kam ein kleiner Knabe auf einer Mulde dahergerutscht, so langsam wie eine Schnecke. »Werd' ich den Reiter bald einholen?« fragte er. Einer der Schatzgräber konnte sich nicht

¹⁾ Patschkau.

enthalten zu antworten: »Du Narr, wie willst du auf deiner Mulde den raschen Reiter einholen!« Da war der Schatz verschwunden.

Der rasche Reiter ist Wodan. Vielleicht stellt der Knabe den Winter vor, der jetzt gleichsam noch in seiner Kindheit ist und langsam wie eine Schnecke weiterrückt, endlich aber erwachsen den schnellen Reiter einholen wird.

Die alten Götter verblassten nicht so leicht und rasch in der Erinnerung des Volkes; ja dieses übertrug manche Züge derselben auf die christlichen Heiligen, besonders den heil. Martin, Georg und Petrus; Thor berührt sich auch vielfach mit dem Teufel. Folgende Sagen mögen als Beweis dafür dienen.

Ein Liebespaar flüchtete sich einst ins hohe Gesenke, von den Verfolgern bedroht. Am Peterstein sanken die Flüchtlinge todesmatt hin. Da erschien ihnen auf ihr Gebet der heil. Petrus unter Blitz und Donner, hüllte sie in seinen schützenden Mantel und trug sie in der Luft nach Karlsbrunn.

Wo heute dieser Badeort liegt, hatte vor langer Zeit ein Einsiedler eine Kapelle des heil. Hubertus erbaut. Einst erschien ihm der Heilige im Traume und stellte ihm eine Bitte frei. Der Einsiedler bat, es möge eine Heil-

quelle für die leidenden Menschen entstehen. Am nächsten Tage fand er seinen Wunsch erfüllt und bald erprobte er auch die Heilkraft der Quelle an einem Holzhauer und dem Stadtvorsteher von Freudenthal; dieser erbaute aus Dankbarkeit ein Badhaus. Nun kamen Kranke aus allen Gegenden und viele, die noch Heiden waren, liessen sich taufen, unter anderen ein König von Polen mit seinem ganzen Hofstaate. Der Teufel, darüber ergrimmt, liess eine Quelle entstehen, die alles ersäufen sollte, aber sie erschöpfte sich bald. Nun wollte er seinem Zorne auf eine andere Weise Luft machen. Als die Leute in der Kapelle versammelt waren, nahm er einen grossen Stein und erhob sich in die Luft, um denselben auf das Kirchlein herabzuschleudern. Als er vom weiten den frommen Gesang hörte, glaubte er schon über der Kapelle zu sein und schleuderte den Stein — daneben. Mit Staunen erblickten die Leute den gewaltigen Felsblock, den »Hinewiederstein«. Auf dem Marktplatze zu Weidenau lag durch lange Zeit ein grosser Stein unweit des alten Rathhauses, vom Volke der »Potterstän«¹⁾ genannt, weil er den Butterverkäuferinnen zum Standplatze diente. Von demselben wird folgende Sage erzählt:

¹⁾ Butterstein.

Ein Mann in Weidenau verschrieb sich dem Teufel unter der Bedingung, dass dieser ihm eine schöne, grosse Mühle fertig aufbaue, bevor der Hahn am nächsten Morgen zum erstenmal gekräht habe. Schon war das Gebäude fertig, nur ein Stein für die Radstube fehlte noch. Als der Teufel endlich einen passenden Stein gefunden hatte und mit demselben schon über den Ringplatz flog, krähte der Hahn. Voll Grimm liess der Böse den Stein fallen und musste mit leeren Händen abziehen. Sollte der Butterstein eines Tages verschwunden sein, so ist nach dem Volksglauben der jüngste Tag nicht mehr fern; jetzt hat man ihn zum Eingangsthor des neuen Rathhauses verwendet.

Neben Wodan und Thor spielen in den Sagen auch einige weibliche Gottheiten eine Rolle, so besonders Holda, die Huldvolle, oder Berchta, die Glänzende, welche eine Erscheinungsform der Freia, der Gemahlin Wodan's, zu sein scheint. Ursprünglich ist sie wohl die himmlische, Sonne und Regen spendende Wolkenfrau gewesen. Als solche förderte sie das Gedeihen der Früchte und sie lehrte die Menschen den Flachsbaum. In den Sagen erscheint Berchta als weisse Frau. Holda sieht nach, ob der Flachs gesponnen wird, oder sie erscheint als wilde Wolkenjägerin auch in

hässlicher Gestalt. In manchen Sagen tritt auch die Todesgöttin Hel als Hauptperson auf.

Bei Ober-Lindewiese sieht man, wie die Sage geht, bisweilen um die Abendzeit eine weissgekleidete Frau, welche einen wunderschönen Gesang hören lässt, dabei aber von Todteneulen verfolgt wird.

Als das Spinnen in den Wintermonaten noch die Hauptbeschäftigung der Dorfbewohner war, wurde unfleissigen Kindern damit gedroht, dass die »Spillalutsche« kommen und sie holen werde mit den Reimen:

»Spennt ¹⁾, Kendala ²⁾, spennt,
D' Spellalutsche kemmt;
Se guckt zu älla Löchlan 'rai,
Eb's ³⁾ Stranla ⁴⁾ watt ⁵⁾ bale ⁶⁾ fertich sain.«

Bei Niederwald hauste die Spillalutsche unter dem Spillalutschenstein, aus dem nachts oft sieben Lichter zum Vorschein kamen.

Bei Wigstadtl strafte die Satzemuse Knechte und Mägde, welche die ihnen gesetzte Arbeit, Sätzich genannt, nicht vollendeten; auch schreckte man in einzelnen Orten die Kinder mit dem Sätzichkater.

Die alte Naturreligion bevölkerte Berge, Gewässer, Wälder und Höhlen mit halbgöttlichen Wesen, Riesen und Elben. Die Berg-

¹⁾ Spinnt. — ²⁾ Kindlein. — ³⁾ ob's. — ⁴⁾ Strähnlein. — ⁵⁾ wird. — ⁶⁾ bald.

und Reifriesen, Wasser- und Feuerriesen sind die ungestümen, verderblichen Naturkräfte. Die Elben oder Alben sind die wohlthätigen Naturkräfte, die im Wald und auf der Wiese Wachsthum wirken oder im Innern der Erde kostbare und nützliche Metalle schaffen.

Wasser- und Feuermänner, Elben, Wald- und Erdgeister oder Zwerge sind der Gegenstand zahlreicher und oft recht anmuthiger Sagen.

Den Wassermann stellt sich der Volksglaube als einen kleinen Mann vor, der an den Kleidern immer einen nassen Saum hat. Er wohnt auf dem Grunde der Teiche, oft in einem prächtigen Palaste, der von einem schönen Garten umgeben ist. Kinder, die gerne in die Nähe der Gewässer gehen, zieht er zu sich hinab.

Bei Odrau sass ein Fischer vom frühen Morgen am Ufer der Oder, ohne etwas zu fangen. Da trat ein kleiner Mann, dessen Rock am Saume nass war, zu ihm und sprach: »Wenn du mir das gibst, was du zu Hause nicht kennst, sollst du so viel Fische fangen, als du nur willst.« Der Fischer bedachte sich, konnte sich aber nicht entsinnen, dass ihm in seinem Häuschen etwas unbekannt wäre, und willigte daher ein. Als er, mit Fischen schwer beladen, seine Wohnung betrat, hielt ihm seine Frau ein neugebornes Knäblein ent-

gegen, das er allerdings noch nicht gekannt hatte. Den Vater befiel bei diesem Anblicke eine grosse Angst; sorgfältig überwachte er den heranwachsenden Knaben. Als dieser den Vater einst über Feld begleitete und aus einer Quelle trank, zog ihn der Wassermann augenblicklich zu sich hinab.

Die Feuermänner sind in der Vorstellung des Volkes Wesen mit feurigen Augen oder auch brennende Strohschütten, die sich rasch bewegen. Man sieht in ihnen Personen, welche Grenzsteine verrückt haben und noch erlöst werden können.

Ein Musikant, der in der Faschingszeit von einem Dorfe während der Nacht nach Wigstadtl zurückkehrte, verlor seine Clarinette und suchte sie lange vergeblich. Da kam ein Mann mit schwarzem Gesicht und feurigen Augen daher und dort, wo er stehen blieb, lag die Clarinette. »Bezahl dir's Gott!« rief der Musikant erfreut. »Gott vergelt' es auch dir, ich bin erlöst,« antwortete der Feuermann und war verschwunden. An dieser Stelle steckte ein angebrannter Pflock in der Erde.

Sehr gerne hört das Volk und besonders die Kinderwelt von den drolligen Zwergen erzählen. Schon die zahlreichen Namen, welche diese führen, sprechen für ihre allgemeine Beliebtheit. Man nennt sie nämlich auch

Wichtelmännchen, Berg- oder Erdmännchen, Graumännlein, Bergmönche, Querge, Querxe und Fenesleute. Sie sind nach der Vorstellung des Volkes kleine, drollige Gestalten mit gutmüthigem, altem Gesicht. Sie tragen gewöhnlich einen aschgrauen Rock und breitkrämpigen Hut. Sie wohnen im Innern der Erde, oft in prachtvollen Räumen, und stehen unter Königen oder Bergältesten. Dem Menschen sind sie gewöhnlich freundlich gesinnt; nur wenn sie geneckt werden, rächen sie sich.

Die Quarglöcher in der Nähe des Marchursprunges, das Quergelloch bei Bärn, die Venussteine bei Schwarzwasser und der Venusberg bei Messendorf haben ihren Namen von den Querglein oder Fenesleuten und gelten als deren Aufenthaltsort. Der Mönchschaftgraben an den Tessquellen hat seinen Namen wohl auch von den Bergmönchen. Die Wäl-schen oder Venediger, die in vielen Sagen auftreten, sind auch gewöhnlich verkappte Zwerge.

Die Venussteine bei Schwarzwasser waren einst der Wohnsitz der Venusweiblein. Diese verrichteten den Leuten der umliegenden Orte in der Nacht die Arbeit, so auch einem Schneider in Schwarzwasser. Die Frau desselben hätte die Fenesweiblein gar zu gern einmal mit eigenen Augen gesehen. Sie streute

deshalb einmal vor dem Schlafengehen Erbsen im Zimmer aus, damit sie fallen sollten und nicht so rasch verschwinden könnten. Als sie ein Geräusch vernahm und herbeieilte, waren die Venusweiblein schon verschwunden und kamen nie mehr wieder.

Bei Raase ist eine Höhle, aus welcher zwei Gänge tiefer in den Berg führen. Diese dienen dem kleinen Volke der Zwerge als Ein- und Ausgänge. Einst hütete ein Mädchen an den grasreichen Bergabhängen jener Gegend eine Kuh, den einzigen Reichthum ihrer Eltern. Da verlor die sonst achtsame Hirtin das ihr anvertraute Thier aus den Augen und suchte es vergebens in der ganzen Gegend. Gegen Abend kam sie in die Nähe jener Höhle; da trat ein Zwerg mit grauem Bart heraus und forderte sie auf, ihm zu folgen. Er führte sie in die Höhle und durch einen langen Gang in ein helles Gemach, in welchem es von kleinen Männlein wimmelte. Neugierig blickten sie das Mädchen an und benachrichtigten ihren Herrscher von der Ankunft der Fremden. Auf seinen Befehl brachten sie ihr allerlei Sachen und unterhielten sie, so dass sie nicht bemerkte, dass ein köstliches Mahl bereitet wurde. Jauchzend eilte dann das Volk der Zwerge an die Tafel und zog sie mit. Doch der Führer flüsterte ihr zu:

»Mädchen, nimm, doch nimmer iss,
Daheim der Eltern nicht vergiss.«

Sie langte zu, brachte aber keinen Bissen über ihre Lippen; was sie nahm, barg sie in ihrer Schürze. Nach dem Mahle überfiel ein sanfter Schlaf ihre Augen und als sie erwachte, hielt sie alles für einen Traum, denn sie lag im Grase in jener Gegend, wo sie die Kuh geweidet hatte. Diese liess sich ganz in der Nähe das saftige Gras trefflich schmecken. Das Mädchen sprang auf, warf, was es in der Schürze hatte, weg und lief nach Hause, um Vater und Mutter zu sehen. Diese waren über die Ankunft ihrer Tochter sehr erfreut und sagten ihr, dass sie drei Tage nicht zu finden gewesen sei. Hierauf eilten sie hinaus, um die Kuh heimzuholen. Schon von ferne sahen sie etwas im Grase funkeln und als sie näher kamen, fanden sie ein ansehnliches Häuflein Gold.

Als lichtscheue Wesen haben die Zwerge unsichtbar machende Nebelkappen.

Ein Holzhauer trank aus einer Quelle im Walde. Da stand plötzlich ein Graumännlein neben ihm und bat um einen Trunk Wasser. Der Holzhauer gab ihm zu trinken. Da sprach das Männchen: »Wie soll ich dich für diesen Dienst belohnen? Weisst du was, komm mit mir zur Ponsdorfer Hochzeit.« »Was würden

die Leute sagen, wenn ich hinkäme,« erwiderte der Holzhauer, »ich bin ja dort ganz unbekannt.« Das Zwerglein aber sagte: »Lass dich das nicht kümmern; hier hast du eine Kappe, welche dich unsichtbar macht; aber eins sage ich dir, lache bei Leibe nicht, wenn wir dort sind.« Sie giengen miteinander in das Hochzeitshaus und stellten sich, jeder mit der Nebelkappe versehen, zur Stubenthür. Sobald Speisen hineingetragen wurden, nahmen sie davon und assen nach Herzenslust. Als endlich den Hochzeitsgästen die Sache auffiel und sie verwunderte Gesichter machten, musste der Holzhauer laut auflachen. Da stand er plötzlich sichtbar da, der Zwerg hatte ihm die Nebelkappe entrissen und war verschwunden. Da der Holzhauer noch Speisen in den Händen hielt, fielen die Hochzeitsgäste über ihn her und verabreichten ihm zur besseren Verdauung eine Tracht Prügel.

Volksgebräuche.

Im Gesenke haben sich uralte Gebräuche, von denen manche ihren Ursprung im altgermanischen Heidenthume haben, bis auf die Gegenwart erhalten. Eine Naturreligion hatte auch hauptsächlich Naturfeste. Die Wendepunkte im Laufe eines Jahres, der Eintritt des Frühlings, des Hochsommers, dem aber bald die Abnahme des Tages folgt, des tiefsten Sonnenstandes im Winter, nach welchem das Wachsen des Tages bald wahrnehmbar wird, bildeten auch die wichtigsten Festzeiten. Es ist erklärlich, dass diejenigen Gebräuche, welche mit dem Wechsel der Jahreszeiten zusammenhängen, am zahlreichsten und längsten sich erhalten haben, besonders da auch zwei christliche Feste, das Oster- und Weihnachtsfest, mit den alten Festzeiten zusammenfallen. Die hier besprochenen Gebräuche sind noch heute in Übung.

Am sogenannten Maisontage, vierzehn Tage vor dem Palmsonntage, gehen Kinder von Haus zu Haus, indem sie einen mit bunten

Bändern gezierten Tannenzweig, den Maien oder Sommer, in der Hand tragen und ein Lied singen. Dieses lautet in der Gegend von Römerstadt:

»Der Mai¹⁾, der ist so wintergrün,
Die Engerle singa aim Himmel schen,
Sie singa eber die Mossen²⁾;
Gott wird Se nie verlossen.«

Um Hotzenplotz wird folgendes Lied gesungen:

»Klene Feschla³⁾, klene Feschla
Schwemma ai dam Taichla,
Ruote Rieslan⁴⁾, ruote Rieslan
Wachsa uof dam Straichla.
Weisse Lilja, weisse Lilja
Wachsa uof dam Stiengel⁵⁾,
Der Herr ies schien⁶⁾, de Frau ies schien,
Das Kind ies wie a Engel.«

So eine kleine Gabe heischend, verkünden sie die Ankunft des Frühlings in einer Zeit, in der es oft noch recht winterlich ist.

Am fünften Fastensonntage wird in den Dörfern um Wagstadt der »Tod« ausgetragen. Eine Stroh puppe wird von Knaben und Mädchen angekleidet, auf einer Stange befestigt und in einer Art von Umzug bis zur Dorf-

¹⁾ Unter Mai ist hier der Tannenzweig verstanden. —

²⁾ über die Massen. — ³⁾ Fischlein. — ⁴⁾ Röslein. —

⁵⁾ Stengel. — ⁶⁾ schön.

grenze getragen. Dort wird die Puppe entkleidet, zerrissen und verbrannt, wobei die Knaben rufen:

»Die Mädchen sind in den Ofen gekrochen,
Sie haben den Schmetten ausgesoffen.«

In Odrau wird die Strohfigur in die Oder geworfen, in Dobischwald in den nächsten Wald getragen.

Dieser Popanz »Tod« ist der Winter, der Tod der Natur, dessen Herrschaft jetzt zu Ende geht.

Am Palmsonntage werden die »Palmen«, Weidenzweige mit ihren Blütenkätzchen, in der Kirche geweiht. Sind sie doch die ersten Boten des erwachenden Pflanzenlebens, die ersten Zeichen des siegenden Frühlings! Diese »Palmen« werden entweder in die grünen Saaten gesteckt oder in der Stube aufbewahrt. Die Felder machen sie nach dem Volksglauben fruchtbar, genossen sichern sie vor Fieber und Halsschmerzen, bei einem herannahenden Gewitter verbrannt, schützen sie das Haus vor dem Blitze.

Die ganze Natur verjüngt sich um die Osterzeit; das Wasser erhält heilsame Kraft, das Feuer wird erneuert. Wer an den drei Tagen vor dem Ostersonntage sich im fließenden Wasser wäscht, bleibt frei von Sommersprossen. Man schüttelt die Bäume im Garten,

damit sie Früchte tragen; man drischt auf der Brache oder Wiese hinter der Scheuer, damit Mäuse und Maulwürfe den Feldfrüchten keinen Schaden zufügen. An diesen Tagen wird das verstummte Glockengeläute durch das Geräusch von hölzernen Schnarren ersetzt, wobei die Knaben in der Gegend von Römerstadt singen:

»O, du falscher Judas! was hast du denn gethan,
Dass du meinen Jesu so verrathen hast!
Jetzo musst du leiden in der Hölle Pein,
Lucifers Geselle auf ewig musst du sein.«

Am Ostersonntage wird noch vor Tagesanbruch ein Umgang um die Felder unter Gebet vorgenommen. Wer an diesem segensvollen, hohen Festtage den Sonnenaufgang auf einer Anhöhe abwartet, sieht nach dem Volksglauben das Tagesgestirn drei Freuden-sprünge machen oder das Ostermännchen hüpfen. Osterbretzeln und rothe Eier sind althergebrachte Ostergaben. Die einfachen, runden Bretzeln, Beigeln genannt, sind wohl ein Sinnbild der Sonne; das Ei ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit, die rothe Farbe desselben deutet auf die Frühlingssonne hin.

Eine allgemeine Sitte ist es, dass am Ostermontag die Bursche, am Dienstag die Mädchen »schmeckostern« gehen. Eine Ruthe, aus Süssholz oder Weiden geflochten, in der rechten, gewöhnlich eine Flasche in der linken

Hand, kommen sie in die Nachbarhäuser und schlagen mit den Ruthen die Hausbewohner. Die geschlagene Person muss sich durch ein Stück Osterbrot, ein Osterei u. s. w. loskaufen. Dieser Brauch dürfte christlichen Ursprunges sein und an die Geisselung Christi erinnern.

Am Ostermontage wird hie und da, z. B. in den Dörfern des Wagstädter Bezirkes, das »Saatreiten« vorgenommen. Auf den schönsten Pferden, die mit Bändern geschmückt sind, reiten die jungen Bursche nach dem Nachmittagsgottesdienste um die Grenzen des Dorfes. In Lichtewerden bei Engelsberg findet dieses Saatreiten zu Pfingsten statt. Auch diese Sitte feiert den Sieg des Frühlings über den Winter.

Ist der längste Tag gekommen und tritt die Sonnenwende ein, dann werden am Vorabend des Johannistages allerorten auf den Anhöhen die Johannisfeuer angezündet. Knaben werfen brennende Besen hoch in die Luft, schwingen sie im Kreise und schlagen mit denselben Feuerräder, überall herrscht Jubel. Die Sonnenwendfeuer sind uralte, denn sie sind auch andern, den Germanen urverwandten Völkern gemeinsam. Stets ist die Sonnenwende als ein Freuden- und Siegesfest gefeiert worden; denn das Licht hat nun den vollständigen Sieg über die Finsternis, der Tag über die

Nacht gewonnen. Die kürzeste Nacht suchte man durch leuchtende Feuer in hellen Tag zu verwandeln; dadurch kam man den Lichtgöttern gleichsam zu Hilfe, während den lichtscheuen Mächten die letzte Zuflucht geraubt wurde, so dass sie versteinern mussten. Die Asche dieser Feuer hat daher auch eine segensvolle, befruchtende Kraft und die Reste der Besen werden deshalb in die Krautäcker gesteckt.

Dass man den Göttern im Herbst nach der Ernte ein Dankopfer brachte, ist wohl anzunehmen. Ein Überrest dieser Sitte scheint der noch hie und da übliche »Hahnenschlag« zu sein. In Römerstadt wird der Hahnenschlag alljährlich am Kirchweihdienstag abgehalten. Junge Leute in bunter, alterthümlicher Tracht und Vermummung begeben sich auf eine Brache. Dort wird ein Tisch aufgestellt und 60 bis 100 Schritte davon entfernt ein Topf, unter welchen ein Hahn gesteckt wird. Aufgabe der Hahnschläger ist es nun, mit verbundenen Augen, nachdem sie ein paarmal um den Tisch geführt worden sind, der Reihe nach den Topf zu erreichen und mit einem Dreschflegel zu zerschlagen. Allgemeines Gelächter erschallt, wenn der Hahnschläger eine ganz verkehrte Richtung einschlägt, sobald er beim Topfe angelangt zu sein glaubt, zum

Schlage ausholt, einen Lufthieb ausführt, die Binde abreisst und sich verwundert nach dem ganz anderswo stehenden Topfe umsieht. Wer den Topf zerschlägt, ist »Hahnenkönig« und wird auf einem geschmückten Wagen mit den beiden »Marschällen« in die Stadt geleitet, während der getödtete Hahn auf einer Stange vorangetragen wird. Eine Mahlzeit, bei welcher der Hahn verzehrt wird, beschliesst das Fest. Dieser Brauch kann entweder als Ernteopfer aufgefasst werden, lässt aber auch eine andere Deutung zu. Die Tag- und Nachtgleiche ist gekommen, die Finsternis gewinnt die Oberhand über das Licht, deshalb wird der wachsame Hahn, der Verkünder des Tageslichtes, der Todesgöttin Hel geopfert. Auch die übliche »Martinigans« ist auf ein solches Opfer zurückzuführen.

Der Winter ist hereingebrochen, unheimlich heult oft der Sturm in der langen Winternacht. Jetzt ist die rechte Zeit gekommen, die Schicksalsgötter zu befragen und den Schleier der Zukunft zu lüften. Wir wissen, dass bei den Germanen besonders die Frauen aus geworfenen Buchenstäben, welche mit Runenzeichen versehen waren, und durch andere Lose die Zukunft zu deuten versuchten. Noch heute ist am Andreasabend (30. November) das »Glückheben« und »Bleigiessen« in Übung.

Zu jenem werden drei Gefässe genommen; unter das eine gibt man ein Stückchen Lehm, unter das andere Brot, unter das dritte eine Geldmünze. Wer »Geld hebt«, wird reich, wer »Brot hebt«, lebt zufrieden, wer »Lehm hebt«, hat Unglück oder stirbt. Das Bleigiessen besteht darin, dass geschmolzenes Blei ins Wasser geträufelt und aus den verschiedenen Figuren, welche sich dabei bilden, das Schicksal gedeutet wird. An diesem Abende gehen heiratslustige Mädchen an einen Zaun zwischen zwei Feldern oder Gärten und rütteln an demselben mit den Worten:

»Ränzaum¹⁾, ich schittel' dich,
Fains Lieb, ich witter' dich.«

Zeigt sich etwas Auffallendes, so wird das nach Umständen günstig oder ungünstig gedeutet. In einigen Orten begeben sich Mädchen mit Stecken zur Hühnersteige und stochn unter die Hühner; dasjenige Mädchen, welches den Hahn trifft, so dass er gackert, heiratet bald. Dabei gilt der Spruch:

Gäckert der Hähn,
Do kriegt s' 'n Männ;
Gäckert a Hänn,
Do kriegt se känn²⁾.

Auch setzen sich die Mädchen auf den Fussboden, werfen Äpfelschalen hinter sich und

¹⁾ Rainzaun. — ²⁾ keinen.

lesen aus den Buchstaben, welche die Schalen ungefähr formen, den Namen des »Zukünftigen« heraus. Wenn ein Mädchen einen an diesem Tage abgeschnittenen Kirschenzweig ins Wasser setzt und dieser blüht zu Weihnachten, so heiratet sie bald.

Das Hauptfest des Winters, das Julfest, wurde um die Zeit der Wintersonnenwende gefeiert. Lassen sich ja doch nicht lange nach derselben die ersten Anzeichen bemerken, dass die Mächte des Lichtes und Lebens im Kampfe mit den Mächten der Finsternis und des Todes nicht unterliegen, sondern siegreich aus demselben hervorgehen werden! Da wurde der Jul- oder Sühneber gegessen und Meth getrunken. Auch wird es an Aufzügen und Spielen zu Ehren der Götter nicht gefehlt haben.

Heute kommt am Vorabend des Nikolaustages¹⁾ der »Nickel« in die Häuser. Er trägt ein langes, weites Kleid, Stab und Bischofsmütze und einen weissen Bart. Gewöhnlich ist er vom Knecht »Ruprecht« begleitet, der mit Ketten rasselt und Schrecken erregt. Früher kam der »Nickel« oft auch auf einem Schimmel dahergeritten. Wird er in ein Haus eingelassen, so betritt er die Stube mit den Worten:

¹⁾ Der Nikolaustag ist am 6. December.

»Ich bin der Nickel aus dem Himmel,
 Reit' einen weissen Schimmel.
 Ich komm' aus dem Himmelreich,
 Ich straf' die Faulen alle gleich.
 Wenn die Buben nicht fleissig beten und singen,
 Wird ihnen die Ruth' auf dem Rücken 'rumspringen;
 Wenn die Mädchen nicht fleissig spinnen und kochen,
 Wird auf ihnen der Teufel 'rumpochen.«

Der »Nickel« als Schimmelreiter in seinem glänzenden Schmuckgewande ist wohl der lichtstrahlende Sonnengott Wodan, der muthige Vorkämpfer der guten Götter, der Asen, gegen die bösen Mächte, besonders den tückischen Loki, den wohl der kettentragende »Knecht Ruprecht« vorstellt.

Den Mittelpunkt der Winterfeste bildet jetzt das Weihnachtsfest, das Fest der Kinder, an welchem der grüne Weihnachtsbaum mit den vergoldeten Nüssen und glitzernden Zieraten als Sinnbild unserer Hoffnungen im Lichtglanz strahlt. Die Kinder ermuntert man, dass sie am heiligen Abend bis 6 Uhr fasten, durch das Versprechen, dass sie den goldenen Eber erblicken werden. Dann wird das Abendmahl eingenommen, zu welchem Pflaumensuppe, Griesbrei, Honigbrot und Honigkuchen, Äpfel und Nüsse gehören. Wer drei faule Nüsse nacheinander aufschlägt, stirbt im nächsten Jahre. Der Hausvater nimmt zwölf Zwiebeln, benennt sie nach den Monaten und

gibt in eine jede etwas Salz. Am nächsten Tage kann er dann aus der grösseren oder geringeren Feuchtigkeit des Salzes das Wetter für jeden Monat bestimmen. Nach dem Weihnachtsfeste werden in den meisten Orten des Gesenkes »Weihnachtsspiele« aufgeführt, deren Gegenstand die Ankunft des Christkindleins bildet. Halb sprechend, halb singend tragen die einzelnen Personen ihre Rede vor, die vornehmeren in hochdeutscher, die Gestalten aus dem Volke, der Wirt, der nicht borgt, die verschlafenen Hirten, der Nachtwächter in der Mundart. Lieder werden hie und da eingeflochten.

Mundart.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache hat sich nicht aus einer der deutschen Mundarten naturgemäss entwickelt, sondern »sie ist ein künstliches Erzeugnis des deutschen Geistes, aber ein grosses und gewaltiges, ein Kind aus der Vermählung von Nord und Süd«. Neben der Schriftsprache aber leben die Mundarten frisch und munter fort und bilden die eigentliche Volkssprache.

Die Bewohner des Gesenkes sprechen den schlesischen Dialect, eine mitteldeutsche Mundart, welche Eigenthümlichkeiten der ober- und niederdeutschen Volkssprachen in sich vereinigt, aber doch vorwiegend ein oberdeutsches Gepräge hat. Aber auch da unterscheiden sich Aussprache und Ausdrucksweise in den einzelnen Gegenden des Gesenkes, ja selbst in benachbarten Ortschaften oft in mancherlei Weise. Aus diesen Abstufungen und Verschiedenheiten der hier gesprochenen Mundart lässt sich schliessen, dass die Bewohner des Gesenkes vorwiegend aus Thüringen, Franken

und den Rheingegenden hieher eingewandert sind; nicht selten begegnet der Name Thüringer, Franke, Hesse als Familienname.

Wie die anderen deutschen Mundarten, hat auch die schlesische einen grossen Reichthum an Selbstlauten oder Vocalen, besonders an Doppelselbstlauten oder Diphthongen. Unter den Selbstlauten nimmt *a* eine hervorragende Stelle ein und der häufige Gebrauch desselben für neuhochdeutsches *e* fällt wohl jedem am meisten auf, der den Dialect zum erstenmal hört. So heisst es: »Dar Wag is racht schlacht.« — »De Farde¹⁾ schårren de Arde.«

Der zwischen *a* und *o* liegende Laut, der mit *å* bezeichnet ist, fehlt der Mundart ebenfalls nicht, z. B.: »Dar Männ wår a gånzer Nårr.« In einzelnen Gegenden geht dieses *å* ganz in *o* über: »'s is wohr.« — »Dos wor glei gethon.«

Sehr gewöhnlich tritt *e* (*ä*) an die Stelle von *i* (*ü*), z. B.: »De Kender brengen Kerschen.« Öfter verengert sich *ei* (*eu*) zu *ä*, wie z. B.: »De Fräd wår klän.«

Einerseits findet sich *o* für *u*, andererseits tritt auch wieder *u* für neuhochdeutsches *o* ein, z. B.: »Wenn's gedunnert ond gewatert hot, wård's über korz oder lang wieder schien wardn.«

¹⁾ Pferde.

Der Dialect verfügt über eine bunte Menge von Doppelvocalen, wie ai, ae, ie, eü, ou, oa, uo, ui u. s. w., z. B.: »Dås Maisla kroch ais Haisla.« — »Dås Maedle ies schien.« — »De Touchter hullt Bruot.«

Einige besondere Eigenthümlichkeiten hat die Mundart des Kuhländchens, besonders in der Gegend von Odrau. Indem i und ü wie ei lauten, erhält die Aussprache eine ganz eigenthümliche Färbung, z. B.: »D' Gloucke wan kleinge.« — »'s gieht ieber die Breick.« — Söhne lautet wie Seüne, Noth wie Nueth, Perlen wie Paerlen, Jahr wie Joer.

Die Mitlaute oder Consonanten weichen im allgemeinen weniger vom Neuhochdeutschen ab als die Selbstlaute. Ein und dieselben Mitlaute werden in dieser Gegend hart, in jener weich ausgesprochen; so hört man hier Perne, dort Berne¹⁾ sprechen. Allgemein gebräuchlich ist p anstatt pf, so dass man also Kop, Top, Sump, schnuppen sagt anstatt Kopf, Topf, Sumpf, schnupfen. Um Odrau lautet in- oder auslautendes b wie v, z. B.:

»De Baeglait²⁾, di sain heibbisch³⁾, fain,
Se groven Seilver⁴⁾ aus Felsenstain.«

Besonders in den östlichen Gegenden wird l erweicht und wie polnisches ł ausgesprochen, was der Volkswitz walgern nennt.

¹⁾ Birnen. — ²⁾ Bergleute. — ³⁾ hübsch. — ⁴⁾ graben Silber.

Die Mundart sucht sich die Aussprache bequem zu machen; r und l vor folgendem Consonanten werden lässig und fast vocalisch ausgesprochen, z. B.: »Ich gieng durch Geaten und Fäder.« — »A Schuijung kimmt zur Schui raus.« Am weitesten scheint auch da wieder die Mundart des Kuhländchens um Odrau zu gehen, wo man Waud, Saudat, Deistu, Feigu, weinsun für Wald, Soldat, Distel, Vögel, winseln sagt.

Zusammenziehungen sind nicht selten, so dass z. B. bleiben zu blein, sagen zu sän, lassen zu lân, schlagen zu schlân, Jagd zu Jäd verkürzt wird.

Bezüglich der Wortbildung sei ebenfalls nur das Auffälligste erwähnt. Die Mundart des Gesenkes liebt die mit den Ableitungssilben **le** und **la** gebildeten Verkleinerungswörter, wodurch die Sprache etwas Kindliches erhält, z. B.: »Denkt sich wohl das kläne Halmla: ach du liebes Gotla, was sol denn do draus warden?« Die Endsilbe **en** wird gewöhnlich zu **a** oder **e**, z. B. assa, laba, belle, wende, für essen, leben, bellen, wenden. Häufig werden Hauptwörter durch die Silbe **lich**, Eigenschaftswörter durch **nich** abgeleitet, z. B.: »Dâs ies a rachter Lamperlich«¹⁾. — »Er

¹⁾ langsamer Mensch.

stund wie auf glühnichen Kohlen.« — »Es wår a funkelniche Wenternacht.« —

An Zusammensetzungen fehlt es nicht, von denen manche originell sind und zugleich den Wortschatz vermehren, z. B.: Leibstäckla ¹⁾, Kreizlagorten ²⁾, Marliese ³⁾, klappertreig ⁴⁾, trübetemplich ⁵⁾. Der Safran heisst Ruthmachgal ⁶⁾.

Bei der Abwandlung der Zeitwörter ist besonders der häufige Gebrauch von u für ie im Präteritum auffallend, z. B.: »Er ful eis Wässer.« — »Wie huss er denn åch?«

Die Mundart legt manchen Hauptwörtern ein anderes Geschlecht bei als die Schriftsprache und sagt z. B.: die Bach, die Finke, die Knoche, der Steuer, dås Kårt ⁷⁾.

Der Wortschatz enthält viele Wörter, welche der Schriftsprache fehlen. Ein Schwätzer heisst z. B. Schwudersack, ein dummer Mensch Mohsack, ein langsamer Lamperlich, ein Zitterer Gokerlich, einer, der unverständlich spricht, Nurschlich. Dummes Zeug wird Gebräbisch, Gemahr, Getål, Gelåmper, langweiliges Gerede wird Gemolker genannt. Grosse Augen heissen Gluren oder Glotzen, die Haare werden Loden, die Kleider Klunkern genannt. Für »weinen«

¹⁾ Beine. — ²⁾ Friedhof. — ³⁾ ein redseliges Frauenzimmer. — ⁴⁾ sehr trocken. — ⁵⁾ trübselig. — ⁶⁾ Rothmachgelb. — ⁷⁾ die Karten.

kommen die Ausdrücke flutschen, nâtschen, grenne, flenne, razen und päken vor.

Es ist kein grosser Reichthum an Volksdichtung im Gesenke vorhanden; was an kleinerer Münze im Umlauf sich befindet, ist gewöhnlich alten Gepräges und auch in anderen deutschen Gauen gang und gäbe. Es sind dies besonders Kinderlieder, Kettenreime, Spott- und Neckverse, Fabellieder, Räthsel u. dgl., von denen einige Proben folgen mögen.

Um das Kind einzuschläfern, singt man unter andern folgendes Wiegenlied:

»Ängala, Bängala, sisse!
Der Väter brängt der Nisse,
A brängt der Zocker ån Mazepan,
Dås assa d' klän Kendala gan.«

(Weidenau.)

Auf dem Knie lässt man das Kind reiten mit den Worten:

»Hopp, hopp, Popelmann!
Unsre Katz hat Stiefel an,
Geht zum Bründel,
Findt ein Kindel.
Wie soll's heissen?
Zuckermündel.«

(Jauernig.)

Zum Lachen bringt man das Kind, indem man »Mäuschen spielt« mit den Reimen:

»'s kãm a Maisla,
's kruch ais Haisla,
's fræss a Samerla,
Do nai, dodonai!«

(Jauernig, Olbersdorf.)

Das Fingerspiel wird mit den Versen
begleitet:

»Dås is der Daum,
Dar schittelt d' Flaum,
Dar klaubt s' uof,
Dar trät s' nai,
Ond 's kläne Wuschperla fresst 's aläne.«

(Olbersdorf.)

Ist das Kind ernst oder verdriesslich, so
wird es mit folgendem Sprüchlein geneckt:

»Dort druben åm Barge,
Do stieht a Puhu,
Dar macht a Pår Gucken
Halt gråde wie du.«

(Zuckmantel.)

Mit dem Kindlein tanzt man mit den
Worten:

»Ich bin der Gaiglamann,
Du best der Tånzer,
Ich bin a hålber Nårr,
Du best a gånzer.«

(Freudenthal.)

Ein älteres Kind lāsst ein jüngerer auch
schon »aufsitzen«, indem es dasselbe auffordert,
auf alles »ich a« zu antworten:

»Ich gieng ai a Pusch.

Ich a.

Ich hackt' mer äne Fichte.

Ich a.

Ich schläppt s' rai.

Ich a.

Ich macht mer a Schwainkreppla draus.

Ich a.

Do frassa d' Schwainla gâr herrlich raus.

— — — —«

(Weidenau.)

Bald kommt die Zeit des Schulbesuches;
das Kind wird zur Schule geschickt mit den
Worten:

»Änige, dänige, Tintenfass,
Geh' in die Schule, lerne was.
Wenn du wirst gelernet haben,
Komme her und thu mir's sagen.
Schnitzle dir ein Hölzelein,
Mache dir ein Pfeifelein,
Es geht wie eine Orgel,
Es geht wie eine Storgel:
Tick, tack, Federsack,
Übermorgen ist Feiertag.«

(Jägerndorf.)

Der kleine Abc-Schütze bleibt auch die
Antwort nicht lange schuldig und erwidert:

»A, b, c,
Ai der Schessl kân ich meh,
Ai der Schessl kân ich assa,
Aim Bichla hå ich ålls vergassa.«

(Freiwaldau.)

Wie das Kind im Verkehr mit seinen Genossen, beim Spiel, mancherlei Sprüchlein anwendet, so auch im Verkehr mit der Natur. Den dichten Nebel glaubt es verscheuchen zu können mit den Worten:

»Nabel, Nabel!
Schweng dich of d' Gåbel,
Schweng dich uf zur Himmelsthür,
Lass d' liebe Sonn afür.«
(Freiwaldau, Zuckmantel.)

Der Regen muss aufhören durch die Kraft der Verse:

»Sonnarän!
Gieh ahäm,
Gieh ais liebe Glockenhaus,
Låss d' liebe Sonne raus.«
(Jauernig.)

In Odrau rufen die Kinder beim Regen:

»Her åk uf zu ranne,
D' Soun wied schaenne,
D' Gloucke wan kleinge,
D' Fegu wan seinge,
D' Anteln wan hoppe,
D' Ganseln wan kloppe,
Der Kuckuck wied schrain,
's wied wieder schien sain.«
(Odrau.)

Damit das Marienkäferchen um schönes Wetter ausfliegt, rufen ihm die Kinder zu:

»Summerkafala, flieg aus!
Flieg ai dai schiens Haus,
Låss d' liebe Sonne raus.«

(Jägerndorf.)

Den stimmbegabten Vögeln schreibt der Volksglaube eine Sprache zu, mittelst welcher sie sich wie die Menschen verständigen. Das Volk sucht nun auch den Sinn dieser Sprache menschlich auszudrücken, wobei die Laute oder der Gesang nachgeahmt werden. So wird das Schwalbengezwitscher folgendermassen wiedergegeben:

»Wie ich fortzug, fortzug,
Wår Schoppen ån Schaine full,
Wie ich wiederkåm, wiederkåm,
Wår ålls verzeh—rt.«

(Weidenau.)

Die Lerche singt:

»Maine Motter håt siewa, siewa Tächter,
's hån ålle siewa, siewa grusse Nåsalächer,
Siehr wait, brait, tief, tief!«

(Weidenau.)

Die Gans fragt:

»Gigrigåger, gegrigåger,
Giehste mit ai Scholza Håber?«

Der vorsichtige Hahn antwortet:

»Gegrigix, gegrigix,
Wänn'r kemmt, do krieg wer Wix.«

Die Ente ruft aufmunternd:

»Immer watter, immer watter!«

Der Hahn schreit beim Herannahen des Schulzen:

»Ich hå mersch gedo—o—cht!«

Zu den Spott- und Neckreimen der Kinder müssen gewöhnlich die Vornamen herhalten, z. B.:

»Anton!
Zieh d' Plant an,
Ruf 'n Hund raus,
Jä d' Gåns naus,
Jä s' ain Schoppen,
Låss s' hoppen.«

(Freudenthal.)

»Kårla, Schnårla, Wuschpersack,
Hull 'm Taifel Schnupptowak.
Bies¹⁾ åch nie zu lange,
Sonst werd 'm går zu bange.«

(Jauernig.)

»Isak,
Griespapp.
Jakob,
Graupentop.«

(Jägerndorf.)

Gebräuchliche Sprichwörter sind folgende:
Besser ruthe Wångla, åls viel Kläder am
Stångla. — Ma kånne nie alle Gånsa Schuh

¹⁾ sei, bleibe.

machen. — Kläne Teppla lafa bale über. —
's ies Jacke wie Plant¹⁾. — Ar ies a bessla
mit der Pudelmetze geschlähn²⁾. —

Eine beliebte Unterhaltung der Jugend
bildet das Geben und Lösen von Räthseln:

»Es giengen fünfe jagen,
Zwei brachten ihn getragen,
Sie trugen ihn nach Wälgerwitz,
Von Wälgerwitz nach Nagelwitz,
Dort haben s' ihn erschlagen³⁾.«

»A ruth Jackel,
A schwärz Kappel,
A Bauch voll Stain,
Wås mag dås sain?⁴⁾

»'s hot nain Haite
Än baisst älle Laite⁵⁾.«

»Kummen s', do kummen s' nie,
Kummen s' nie, do kummen s'⁶⁾.«

»Zwebän setzt of Draibän ä n malkt Vierbän⁷⁾.«

»'s gieht ieber de Breick,
Hot a Bettel ouff dam Reick⁸⁾.«

»'s gieht ieber de Breick,
Hot wader Bauch noch Reick⁹⁾.«

»'s flaigt a Vogel faderluos,
Ar setzt sich ouf an Baom blotluos,
Keimmt de live Frao Mundluos
Onn freisst dan Vogel faderluos
Rounder vom Baom blotluos¹⁰⁾.«

¹⁾ Es ist einerlei. — ²⁾ Er ist schwachköpfig. — ³⁾ Floh.
— ⁴⁾ Hagebutte. — ⁵⁾ Zwiebel. — ⁶⁾ Erbsen und Tauben. —
⁷⁾ Milchmagd. — ⁸⁾ Gans. — ⁹⁾ Schlitten. — ¹⁰⁾ Schnee
und Sonne.

Die eigentlichen Volkslieder in der Mundart schwinden immer mehr. Meinert hat im Jahre 1817 eine ziemlich umfangreiche Sammlung von Volksliedern aus dem Kuhländchen herausgegeben, heute sind die meisten derselben wohl vergessen. Das Erzählen von Sagen und Märchen bildete früher die Würze der Spinnabende, auch heute noch ist der gute Erzähler willkommen. Eine kleine Fabel in der Mundart möge hier Platz finden.

's Werstla ân 's Maisla.

's wår amol a klä Werstla ân a klä Maisla, die hån baisamma g'wohnt. Ämol gieng immer 's Maisla ai d' Kercha, ân dernoch gieng wieder amol 's Werstla. Amol wår 's Maisla ai der Kerche, ân 's Werstla hot Kraut gekåcht. Wie dås Maisla hām kām, sät's: »Awer, Werstla, haite schmæckt 's Kraut asu gut.« Do sate 's Werstla: »Ich bin halt dreimol durchkrocha.« Dernoch gieng wieder amol 's Werstla ai d' Kercha, ân 's Maisla hot gekåcht. Do wollt 's Maisla a asu macha, wie 's Werstla, ân wolde dreimol dorch's Kraut kriecha. Wie's aber ei d' Mette kām, blie's stecka. Wie 's Werstla aus der Kerche kām, do ruft's immerfort: »Mai Maisla, mai Maisla!« Ân dernochan sucht's aim Kraute, ân do stackt's denne ân wår tudt.

In neuester Zeit haben sich einige Schriftsteller der Mundart zu volksthümlichen Erzählungen und Gedichten bedient; ein Gedichtchen in der Mundart möge den Schluss bilden.

Inne ja.

A Häusle steht am Wesenrand,
Es glänzt so hell sei weisse Wand;
A Birnebam dernaben steht,
Sei Schatten bis zum Thürle geht;
Mei Hanne setzt durt fur der Thür,
Ech of 'm Bankle naben ihr.

Ich sah mer froh ihr Köpple an,
Leg' dann mei eignes Köpple dran
Und sä ganz stad zur Hanne mein:
Wellst du nie mein of immer sein?
O sä mers Hanne! Sä mers! Ha?
Und Hanne spricht drof: Inne ja!

(Hans Maschke.)



Inhalt.

	Seite
Der Altvater	1
Die Janowitzer Heide	20
Der Burgberg bei Jägerndorf	36
Auf vulcanischem Boden	44
Im Wechsel des Jahres	55
Sagen	97
Volksgebräuche	117
Mundart	128



Literatur.

- Ens**, Das Oppaland. Wien, 1835.
- Heeger**, Geschichten vom alten Haiman. Freudenthal, 1888.
- Kolenati**, Naturwissenschaftliche Durchforschung des Altvatergebirges. Brünn, 1857.
- Kořistka**, Die Markgrafschaft Mähren und das Herzogthum Schlesien. Wien und Olmütz, 1861.
- Kulka**, Der Burgberg bei Jägerndorf in Schlesien. Wien, 1886.
- — Beiträge zur Vorgeschichte Österr.-Schlesiens. Wien, 1889.
- Makowsky**, Die Vulcane Nordmährens und Österr.-Schlesiens. Brünn, 1883.
- Maschke**, Gedichte in schlesischer Mundart. Teschen, 1881.
- Meinert**, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Wien und Hamburg, 1817.
- Oborny**, Flora von Mähren und Österr.-Schlesien. Brünn, 1882—1885.
- Peter**, Volksthümliches aus Österr.-Schlesien. Troppau, 1865.
- Spatzier**, Beiträge zur Geschichte des Burgberges. Jägerndorf, 1880.
- Waniek**, Zum Vocalismus der schlesischen Mundart. Programm des k. k. Staats-Obergymnasiums in Bielitz, 1880.
- Weinhold**, Über deutsche Dialectforschung. Wien, 1853.





Simböck, Michael,

Schilderungen aus dem mährischschlesischen Gesenke

Olmütz 1890

Austr. 4458

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11555980-2